

Der Reidemeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Lüdenscheider Geschichtsverein e. V.

Nr. 153/154

11. November 2002

Luftwaffenhelfer aus Lüdenscheid und Umgebung in Westpreussen 1944-45

ZVorwort:

In zwei Ausgaben dieser Zeitschrift habe ich in den Doppelnummern 147/148 (7. August 2001) und 149/150 (21. Dezember 2001) das Thema "Lüdenscheider Schüler als Luftwaffenhelfer im Kriegseinsatz" behandelt. Ich glaubte, damit dieses Kapitel der Stadtgeschichte erschöpfend dargestellt zu haben. Die "Reidemeister" wurden weit über die Stadtgrenzen hinaus verbreitet. Das Echo war größer als erwartet und führte zu weiteren Hinweisen und Beiträgen der Leser, was noch mehr Licht in das Geschehen brachte. Sie sind gesammelt in dieser Ausgabe unserer Geschichtsblätter abgedruckt.

Bisher ging es um die Schüler der Oberschule für Jungen (Zeppelingschule) und der Mittelschule. Zwar habe ich bereits darauf hingewiesen, dass auch Schüler der Berufsschulen eingezogen wurden, doch lag mir kein Material darüber vor. Mein Jugendfreund Herbert Guckelsberger, der die Stadt schon lange verlassen hat, griff als Betroffener das Thema auf. Seine Bemühungen waren erfolgreich; eine Reihe der noch lebenden, ehemaligen Luftwaffenhelfer waren bereit, über ihren Kriegseinsatz zu berichten.

Natürlich war es eine kleine Gruppe der 16/17-jährigen Jungen. Gleichwohl sind die Schilderungen ihres Kriegseinsatzes lesenswert. Das Einsatzgebiet war der deutsche Osten, am Ende des Krieges. Ihr Einsatz war der Kampf gegen die immer näher rückende Rote Armee. Was sie erleben mussten, ging weit über den Einsatz der Schüler im Westen hinaus. So ist das gezeichnete Bild ein Zeugnis der Brutalität des totalen Krieges.

Die Lüdenscheider Gruppe war kein Klassenverband und wurde vor Ort mit anderen Ju-



gendlichen zu einer Einheit zusammengefasst, unter anderem auch mit Gymnasiasten aus anderen Regionen.

Das Thema "Kindersoldaten" soll hier mit einem Erlebnisbericht eines Marinehelfers enden, den ein Arbeitskollege von H. Guckelsberger geschrieben

hat. Er rundet es gewissermaßen ab, denn die küstennahe Jugend wurde zur Marine eingezogen.

Dr. Walter Hostert

Folgende Luftwaffenhelfer von Lüdenscheid und Umgebung

wurden am 1. August 1944 eingezogen:

1. Ernst-Otto Blum, Reichsbahnangestellter
2. Hans Hermann Dahlhaus, Lüdenscheid
3. Günther Dohle, Lüdenscheid, Verwaltung - Kranken-

kasse

4. Klaus Eckhardt, Halver, Werkzeugmacher (?)
5. Friedrich Geck, Lüdenscheid, Postangestellter
6. Herbert Guckelsberger, Lüdenscheid, Kaufmännischer Angestellter
7. Berthold Höngen, Halver, Maler-Anstreicher
8. Karl Kanngießler, Lüdenscheid, Kaufmännischer Angestellter
9. Werner Kurz, Kierspe, Werkzeugmacher
10. Günter Lustig, Lüdenscheid (aus Recklinghausen), Kürschner
11. Günter Maiborn, Kierspe, Verwaltung - Krankenkasse
12. Ernst Rentrop, Lüdenscheid, Sattler
13. Siegfried Schael, Kierspe, Kaufmännischer Angestellter
14. Friedhelm Scharwächter, Halver, Kaufmännischer Angestellter
15. Friedhelm Schwab, Lüdenscheid, Technischer Zeichner (Architekt)

Der Gestellungsort war der Flakschießplatz Suttrop bei Warstein. Erster Sammelpunkt war der Bahnhof Belecke. Am nächsten Tag wurden wir in Lippstadt in der Flakkaserne eingekleidet. Schon in der Nacht vom 2. auf den 3. August erfolgte die Verlegung über Hamm-Berlin-Küstrin nach Dirschau an der Weichsel.

Am östlichen Brückenkopf, in Lissau, lag ein Vierlingsflakzug, eingegraben auf einem hohen Eisenbahndamm, um die über die Weichsel führende Doppelbrücke (Fußgänger und Eisenbahn) vor Tieffliegern zu schützen. Unterhalb, auf der Südseite des Damms, stand eine Gastwirtschaft mit großer Halle, die uns als Unterkunft diente. Die Warm- und Kaltverpflegung musste von Dirschau über die Brücke herangeschafft werden.

Bis zum 19. September erfolgte die allgemeine militärische Ausbildung und die Ausbildung an den Geschützen.

Am 19. September erfolgte die Verlegung ohne Geschütze zum Werkflugplatz der Focke-Wulf-Flugzeugwerke nach Königsdorf. Königsdorf liegt nordöstlich von Marienburg, an der Straße nach Elbing. An Geschützdienst in Königsdorf kann ich mich nicht erinnern. (Beim Einfliegen der Maschinen wurden oft Zusatztanks abgeworfen und mussten eingesammelt werden!)

Eine weitere Verlegung erfolgte am 15. Oktober nach Marienburg. Die Einheit, leichte Heimatflakabteilung 19/1, lag mit drei Zügen im westlichen Dammbereich der Nogat und mit einem Zug am Bahnhof Marienburg im Güterzuggleisbereich. Auf dem sogenannten "Buttermilchturm" auf der Ostseite der Nogat war außerdem ein Vierlingsgeschütz stationiert. Der "Buttermilchturm" stand zwischen Straßen- und Eisenbahnbrücke. Der westliche Dammbereich der Nogat grenzt an das Dorf Kalthof, genau der Marienburg gegenüber.

Alle Züge waren mit je drei Solo bzw. Vierlingsflakgeschützen bestückt. Zu schützen waren:

1. der Bahnhof Marienburg
 2. die Straßen- und die Eisenbahnbrücke über die Nogat
- Entfernung Nogatdamm-Bahnhof ca. 1,5 km

Die Stellung am Bahnhof wurde als erste, etwa am 25. Januar 1945, nach Artilleriebeschuss und vordringender russischer Infanterie geräumt und gesprengt. Die Soldaten und Luftwaffenhelfer wurden auf die Westseite der Nogat zur Verstärkung der dort stationierten Züge verlegt und aufgeteilt. Bei diesem Angriff wurde der Luftwaffenhelfer Opitz aus Lyck durch einen Granatsplitter getötet.

Bis Ende Januar war der Frontverlauf etwa die Nogat, mit Ausnahme der Marienburg selbst, die als Festung verteidigt wurde. Ab Ende Januar/Anfang Februar wurden die Luftwaffenhelfer nach und nach aus der Frontlinie abgezogen. Sammelpunkt war der Flakschießplatz Stolpmünde/Pommern. Erreichbar mit der Eisenbahn über Dirschau-Danzig-Lauenburg-Stolp. In kleinen Trupps mit Sammelfahrschein waren die Luftwaffenhelfer unterwegs, in endlos überlasteten und unpünktlichen Zügen. Außerdem war Danzig Festung, die nur mit Sondergenehmigung verlassen werden durfte. Die im westlichen Nogatdamm eingegrabenen Flakzüge haben, noch mit Luftwaffenhelfer Geschützbedienung, in die Erdkämpfe ein-

gegriffen. Ob alle Luftwaffenhelfer nach und nach aus den kämpfenden Einheiten abgezogen wurden, weiß ich nicht. Möglicherweise sind einige bei der Einheit verblieben und in Gefangenschaft geraten (zum Beispiel Friedrich Geck aus Lüdenscheid?).

In der Einheit waren außer den Lüdenscheider Luftwaffenhelfern noch Schüler folgender Gymnasien im Einsatz in Marienburg:

Gymnasium Meschede
Gymnasium
Meiningen/Thüringen
Gymnasium
Diepholz/Niedersachsen
Gymnasium Lyck/Ostprien
Gymnasium Warnsdorf/Sudeten
Gymnasium Trautenau/Sudeten

Beim Vergleich der Berufe der eingezogenen Luftwaffenhelfer drängt sich der Gedanke auf, dass Jugendliche aus nicht produzierenden Betrieben eingezogen wurden.

Alle Luftwaffenhelfer gehörten zum Jahrgang 1928 und waren teilweise bei Gestellung noch nicht 16 Jahre alt. Bei den meisten war die Ausbildung durch vorangegangene Prüfung nach 2 ½ Jahren Lehrzeit wohl formal abgeschlossen.

Zu Tode gekommen sind meines Wissens:

- Ernst-Otto Blum aus Lüdenscheid im November 1944 durch Eisenbahnunglück, überfahren mit Kamerad (Soldat) während der Wache

- ein Luftwaffenhelfer aus Lyck durch Selbstmord im Oktober 1944

- Luftwaffenhelfer Opitz aus Lyck am 25. Januar 1945 durch Granatsplitter

- Günther Dohle aus Lüdenscheid am 13. März 1945 in Strellin/Kreis Neustadt (nördlich Danzig)

Aufgestellt nach Absprache mit Ernst Rentrop, Friedhelm Schwarwächter und Karl Kanngießer im Januar 2002

I. Wege und Umwege bis zu Heimkehr



Bericht von
Herbert Guckelsberger
ehemals Lüdenscheid

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Stolpmünde wurde ein Transportzug aus Güterwagen zu-

sammengestellt mit dem Ziel Wismar-Flakkaserne. Es lag Schnee, und es war sehr kalt. Im Güterwagen war keine Heizquelle aufgestellt. Bei einem Stop am Bahnhof Stolp hat unsere Waggonbesatzung den heißen Ofen aus einem Wartesaal des Bahnhofs demontiert, gestohlen, und in unserem Wagen aufgestellt. Den Protest der Menschen im Wartesaal kann man sich vorstellen.

Die Eisenbahnfahrt wurde öfter auf freier Strecke in Pommern unterbrochen; Gründe dafür wurden uns nie bekannt. Wir nutzten die Unterbrechungen und schwirrten in die Umgebung aus, um Lebensmittel und Brennmaterial zu "besorgen". An eine systematische Lebensmittelversorgung der Waggonbesatzung kann ich mich nicht erinnern.

Die Eisenbahnfahrt verlief über Stettin nach Wismar und dauerte einige Tage. Ankunft in Wismar war der 7. Februar 1945. An den langen Fußmarsch vom Bahnhof zur Flakkaserne kann ich mich noch erinnern. In Wismar erfolgte nach einigen Tagen eine Zusammenstellung zu neuen Einheiten.

Ich wurde mit mehreren Kameraden in den Raum Pölitz, westlich der Oder, nördlich Stettin, abkommandiert. Wir erreichten Pölitz mit der Eisenbahn am 27. Februar 1945; dort wurde ich noch am gleichen Tag zu einer Flakbatterie auf die östliche Oderseite ins Dorf Langenberg versetzt. Meine Ausbildung als Fernsprecher war der Grund für diese Versetzung. Der Bereich Langenberg, ein Fährübergang über die Oder, wurde verteidigt, um den aus Hinterpommern nach Westen flutenden Flüchtlingen den Fährübergang über die Oder zu erhalten. Der Brückenkopf, zuletzt 4 x 13 km, wurde bis 27. März 1945 gehalten. Alle Flüchtlinge wurden bis zu diesem Tag über die Oder evakuiert.

Die starke Massierung von Flak während des Krieges im Raum Pölitz hing damit zusammen, dass das Hydrierwerk Pölitz geschützt werden sollte. In Pölitz wurde oberschlesische Kohle zu Benzin verarbeitet.

Am 27. März 1945, nachts, wurde die Flakabteilung mit der Fähre aus dem Brückenkopf evakuiert. Ich hatte einige Kisten Batterieakten dabei, die mir unser Oberwachtmeister in die Hand gedrückt hatte, um sie auf die Westseite der Oder zu bringen. Die schweren, ortsfesten Geschütze wurden gesprengt. Die Stationierung erfolgte auf der Westseite der Oder im Dorf Trestin. Hierhin waren schon die beweglichen Geschütze während der "Brückenkopfzeit" verlegt worden.

Wenn ich richtig informiert bin, war nach dem 27. März 1945

nordöstlich von Stettin kein deutscher Soldat mehr östlich der Oder im Einsatz (von West- und Ostpreußen abgesehen!).

Hierzu eine Begebenheit:

Im Juni 1999 beobachtete ich am Grenzübergang Stettin nach Polen, anlässlich einer Reise "Rund um die Ostsee", ein deutsches Militärvorauskommando beim Grenzübertritt nach Polen. Die Soldaten übernachteten in Stettin im selben Hotel wie unsere Reisegruppe. Am nächsten Morgen habe ich einen deutschen Offizier angesprochen und ihm vermittelt, dass ich sehr wahrscheinlich einer der wenigen noch lebenden Deutschen bin, der als Soldat die Nordostseite der Oder verlassen hat! Der Offizier gehörte zu einem Kommando der neu zu gründenden "Deutsch-polnischen-dänischen-Brigade" in Stettin. Es waren die "Ersten" nach 45 Jahren!

In der Testiner Zeit, vom 28. März bis 21. April 1945, war die Kampflinie nördlich Stettin die Oder. Der Russe beschränkte sich in dieser Zeit auf Granatwerferüberfälle in das Hydrierwerk Pölitz. In Erinnerung ist mir noch die Tatsache geblieben, dass der Russe sehr viele Blindgänger verschoss.

Der Russe führte in der oben angegebenen Zeit einen "harmlosen" Krieg im nördlichen Oderbereich. Oft hörte nach 17.00 Uhr die Schießerei auf, ein offenes Feuer wurde entfacht und Koch-Essen-Trink- und Musizierstunde war angesagt.

Im Nachhinein drängt sich die Erkenntnis auf, dass die nördliche Oderfront nicht das Hauptziel der Russen war, sondern der Raum Küstrin. Der "harmlose" Krieg hatte aber auch noch eine andere Seite wie Soldaten aus dem Raum Stargard berichteten, den sich schreckliche Bilder geboten hatten. Diese Soldaten hatten ein von den Russen besetztes Gebiet zurückerobert.

Nach dem 20. April begann der Angriff bei Küstrin; die Kanone war bis in den Raum Stettin zu hören. Der Russe drängte von Süden her in den Stettiner Raum und veranlasste unsere Einheit zum Rückzug nach Nordwesten. Die Einheit war noch bewaffnet mit schweren Flakgeschützen. Die Zahl der Zugfahrzeuge war wohl begrenzt. Dadurch war innerhalb einer Woche kaum noch ein Geschütz vorhanden. Die meisten blieben in Feldwegen und an Straßenrändern stehen, da die wenigen Zugfahrzeuge versagten. In Erinnerung ist mir noch, ich meine es war im Raum Demmin, dass die Kette riss (Zugfahrzeug: Vorderachse Radantrieb, Hinterachsen Kettenantrieb). Das bedeutete Sprengung der Kanone und des Fahrzeugs! Nach ca. einer Wo-

che war von geordnetem Rückzug keine Rede mehr, sondern von Flucht! Es lösten sich vor allem alle Bindungen der Truppe, nicht zuletzt bedingt durch Alkohol, der reichlich aus vorpommerschen Brennereien floss. Viele weibliche Angehörige der Wehrmacht waren ebenfalls auf der Flucht. Das brachte oft zusätzliche Probleme.

Ich konnte diese Situation schlecht ertragen und verließ den Transport-Lkw nach einem Tieffliegerangriff auf offener Landstraße. Der alkoholisierte Fahrer reagierte überhaupt nicht mehr auf Tieffliegerangriffe. Je weiter wir nach Westen kamen, umso mehr kamen wir in den Bereich der Amerikaner und Engländer, die den Luftraum beherrschten.

Ein Nachbar-Lkw, dessen dreiköpfige Besatzung die Auseinandersetzung beobachtet hatten, nahm mich für den Weitertransport auf.

Der Trupp von zwei Nachrichten-Unteroffizieren und einem Wachtmeister verfügte über einen neuen Ford-Lkw mit weitreichendem Funkgerät. Er hatte die Aufgabe, einem Stab über Zahl und Ausrüstung der zurückflutenden Truppenteile zu berichten. Der Trupp war mit Papieren versehen, die Feldjäger-Fangaktionen ausschlossen. Je weiter die Flucht nach Nordwesten ging, um so mehr kamen wir in den Funkbereich der heranrückenden Engländer und Amerikaner.

Wir wussten, dass die amerikanisch/russische Demarkationslinie bei Wismar lag und richteten unseren Fluchtweg entsprechend ein. Den 1. Mai 1945 verbrachten wir auf einem Bauernhof bei Bad Doberan/Mecklenburg. Am 2. Mai, abends, trafen wir auf einem Bauernhof in/bei Dassow ein. Dassow liegt nordöstlich Lübeck. Am 3. Mai stieß der Amerikaner auf der Bundesstraße 104 nach Osten über Schönberg hinaus vor, und wir saßen nördlich davon in der Falle. Der ranghöchste Offizier übernahm nach Absprache die Führung, und die auf dem Hof stationierten Soldaten fuhren, mit weißer Fahne voran, in Richtung Schönberg in Gefangenschaft. In Schönberg tat sich gar nichts. Auf dem Marktplatz stand ein amerikanischer Posten, der uns in Richtung Osten wies, genau dahin, wohin wir absolut nicht wollten.

Ich erinnere mich: Was hatte der amerikanische Soldat einen kurzen Mantel an!? Auf der Fahrt nach Osten scherte unser Lkw nach Süden aus der Kolonne aus, um noch einen Weg bis zu Elbe zu finden. Nach Durchfahrt von zwei Dörfern, die noch nicht von Amerikanern besetzt waren, kamen uns amerikanische Panzer entgegen, die uns ohne Waffenanwendung zum Absteigen aufforderten.

Kurz danach kam ein Räumpanzer, der unseren schönen, neuen Ford-Lkw kopfüber in den Straßengraben stieß. Wir mussten nun zu Fuß die Strecke zurück auf die Bundesstraße 104 und trafen am späten Nachmittag in Rehna auf einem bereits bepflanzten Kartoffelacker - unser Lager unter freiem Himmel - ein. Das Lager wurde von Panzern umstellt mit aufgeblender Beleuchtung. Noch in der Nacht wurden Panzer abgezogen, die in Richtung Osten führen. Traute man den Russen nicht, dass sie die vereinbarte Demarkationslinie bei Wismar einhielten?

Soweit die Gefangenen Zeltplanen besaßen, wurden diese benutzt. Oft diente auch ein deformierter Lkw-Kotflügel als Schutz. Die meisten Soldaten mussten unter freiem Himmel kampieren. Ungeschoren kam kein Gefangener auf den Acker; jeder wurde gefilzt und musste Uhr und Ring in einen bereitgehaltenen amerikanischen Stahlhelm werfen.

Die Lebensmittelversorgung war nach einigen Tagen organisiert. Die Portionen waren recht klein: 100 Gefangene mussten sich ein Brot teilen. Nach einigen Tagen wurden die Portionen größer. Die hygienischen Verhältnisse im Lager wurden von den Amerikanern streng beobachtet. Ätzkalk für die "Freilufttoiletten" und reichlich "Läusepulver" wurde gestreut bzw. hinter die Gürtel versprüht.

Nach einigen Tagen zogen die Amerikaner ab; die Engländer übernahmen den Bereich. Für uns Gefangene ein Glücksfall! Der Engländer übergab die aus dem Osten kommenden Truppen nicht den Russen, im Gegensatz zu den Amerikanern, die oft die Gefangenen auslieferten. Heute weiß ich, dass ich das dem Misstrauen Churchills den Russen gegenüber zu verdanken habe!

Nach einigen Wochen transportierten uns die Engländer mit der Eisenbahn aus dem Raum Rehna, über Lübeck, in das Gebiet nordöstlich Eutin-Malente, ab. Wir wurden auf einer Halbinsel - wie eine Schafherde - frei laufen gelassen. Unterkunft und Schutz haben wir in einem Buchenwald gesucht, ohne Dach über dem Kopf. Das Wetter war erträglich; wir unterhielten tagsüber ein Feuerchen unter einem Baum, das wir abends löschten. Die Fläche war durchgewärmt und diente uns als Nachtlager, bedeckt mit einer Zeltplane, wenn vorhanden. Die Organisation des Lagerlebens war in deutscher Hand. Die Tagesverpflegung bestand aus eingelegten Salzheringen mit süßem Reiskreis. Die Verpflegung stammte noch aus deutschen Wehrmachtsbeständen. An den großen Heringsfässern konnte man das ablesen! Während der Zeit im schleswig-

holsteinischen Wald habe ich keinen Engländer gesehen.

Während des Transportes von Rehna nach Eutin-Malente waren wir in kanadischen Händen. Das merkte man sofort im Umgang. Ich würde sagen "Raubeine", die wenig Rücksicht auf ältere Gefangene nahmen, die nicht flott genug waren. Für die Langsamten gab es auch Prügel!

In Schleswig-Holstein setzte bald Registrierung nach Alter und Beruf ein. Landwirte, Bergleute und junge Leute wurden ausgesucht, um ihre Entlassung vorzubereiten, die in einer Kaserne in Eutin erfolgte.

Ich wurde am 21. Juni 1945 entlassen und von einem englischen Transportkommando mit Lkw unter sehr fairen Bedingungen in drei Tagesetappen bis nach Lüdenscheid vor das Rathaus transportiert.

Stationen unterwegs waren: Zeven bei Bremen, Hasbergen bei Osnabrück, Arnsberg. Von Arnsberg aus erfolgte noch am gleichen Tag - einem Sonntag - der Weitertransport nach Lüdenscheid. Unterwegs waren Teepausen mit Teezubereitung, Öffnung oder Schließung der vorderen Lkw-Plane, je nach Wetterlage, selbstverständlich.

Die Luftwaffenhelferzeit vom 1. August 1944 bis 24./25. Juni 1945 mit einer Urlaubsunterbrechung vom 1. November bis 21. November war nun zu Ende.

Die in dieser Zeit gesammelten Erfahrungen wirken sich Leben lang nach. Am Tag nach meiner Einberufung wurde ich 16 Jahre alt!



II. Wege und Umwege bis zur Heimkehr

Bericht von Ernst Rentrop, Lüdenscheid

Ich wurde nach Abzug aus der Flakstellung an der Westseite der Nogat, ganz in der Nähe des Dorfes Kalthof, beim Abmarsch in Richtung Dirschau, auf einer Straßenkreuzung westlich Kalthof, am 28. Januar 1945 durch Granatwerferbeschuss am Arm verwundet (Splitterdurchschuss).

Nach der Versorgung in Kalthof erfolgte der Transport zu einem Verbandsplatz, gelegen zwischen Nogat und Wechsel. Danach erfolgte die Verlegung

über Dirschau und Kolberg in ein Lazarett.

In Kolberg musste das Lazarett schnell wegen der Aufnahme der Überlebenden der "Wilhelm Gustloff" geräumt werden. Der Weitertransport erfolgte im Lazarettzug nach Parchim/Mecklenburg. Hier konnte ich eine Verlegung ins Heimatlazarett Lüdenscheid - Ostschule - erreichen. Beim Einmarsch der Amerikaner war ich soweit wieder hergestellt, dass ich Freigang hatte. Ich nutzte diesen, um bei Verwandten in der Umgebung zunächst unterzutauchen. Der Amerikaner holte mich dort ab und brachte mich zurück ins Lazarett. Als bald danach wurde ich offiziell entlassen. Ohne Entlassungsschein wäre eine offizielle Rückmeldung mit Lebensmittelkartenversorgung nicht möglich gewesen.

Der Transport von der Verwundung bis Kolberg dauerte etwa drei Tage.

Der Lazarettzug brauchte von Kolberg nach Parchim zwei Tage. Von Parchim nach Lüdenscheid dauerte die Bahnfahrt zwei Tage. Am 12. Februar war ich wieder in Lüdenscheid.

III. Wege und Umwege bis zur Heimkehr



Bericht von Bertold Höngen, Halver

Meine persönlichen Erinnerungen aus dieser Zeit sind sehr unvollkommen; die Zusendung der Kameraden-Namensliste haben aber dann meiner Erinnerung geholfen. Die Festlegung auf Datierungen sind lückenhaft.

Unsere Flakstellung auf dem Nogatdamm bei Kalthof lag gegenüber der Marienburg, zwischen Eisenbahn- und Straßenbrücke, nur durch die Nogat getrennt. Die Nogat hatte eine tragende Eisfläche. Der Durchbruchversuch über die zugefrorene Nogat wurde von uns abgewehrt. Die russische Infanterie blieb in unserem Abwehrfeuer liegen.

In eindrucksvoller Erinnerung ist mir eine zweirädrige Ziehkarr, mit der wir gefallene und inzwischen steif gefrorene deut-

sche Soldaten in den Ort Kalthof transportieren mussten. Die hartgefrorenen Körper ließen sich nicht gut verladen und die in die Radspeichen stehenden Arme verursachten ein schmerzendes Geräusch. Diese Ziehkarr war als Transportfahrzeug für unsere Ausrüstung, Rucksäcke sehr nützlich, als wir am 8. Februar 1945 mit vier Kameraden zum Sammellager Stolpmünde beordert wurden. Ein motorisiertes Fahrzeug war nicht aufzutreiben. Zu Fuß haben wir uns dem Flüchtlingsstrom angeschlossen und einen schwierigen Weg mit vielen ungeschönen Ereignissen zurückgelegt (Zerborstene Wagenräder, zusammengebrochene Pferde, Mütter mit erfrorenen Kindern, sind einige Erlebnisse!).

In Stolpmünde sind wir nicht lange gewesen. Der Weitertransport Richtung Stettin, zum Brückenkopf Langenberg, nördlich Stettin, war eine Katastrophe: mit einem unendlich langen, langsamen und überladenen Güterzug, dessen Fahrt bei Tag und Nacht von stundenlangen Stockungen unterbrochen wurde. Wir standen auf vorderen und hinteren Pufferbereichen der Wagen, vor Müdigkeit einschlafend, die Rucksäcke um die Haltegriffe geschnallt, sicherten wir uns vor dem Herunterfallen.

An den Zielort erinnere ich mich: kleine Baracken, Entlausungen und Gasmaskenkontrollen. Zum Einsatz kamen wir nicht. Da wir nicht bewaffnet waren, konnte man uns nicht gebrauchen, und wir wurden, nach Dresden weitergeleitet. Wir fuhren mit einem Personenzug. An die Tage in Dresden erinnert mich: unendliche Trümmerhaufen, menschenleere Straßen. Vermutlich war ich in Dresden nach dem Luftangriff vom 13. Februar 1945, bewusst war mir das damals nicht!

Wir wurden nach Hause entlassen mit der Auflage, uns binnen vier Tagen beim zuständigen Wehrbezirkskommando zu melden. Diese vier Tage habe ich großzügig verlängert, da der Amerikaner in den westlich von Halver liegenden Nachbarorten schon einmarschiert war. Der Einmarsch der Amerikaner am 12. April 1945 in Halver befreite mich von der Wehrpflicht.



Bericht über die Luftwaffenhelferzeit von



Friedhelm Scharwächter, Halver,

"Und wer von euch meldet sich nun nicht freiwillig?" mit diesem lapidaren Satz beendete der Gefolgschaftsführer, der was immer er für einen Rang bekleidete, mit seiner schmerzhaften Stimme seine Rede, in der ständig die Worte Vaterland, Führer, Bolschewisten, Endsieg und Schicksalskampf unseres Volkes vorkamen. Lähmendes Entsetzen breitete sich unter den anwesenden Müttern und wenigen Vätern aus. Lediglich meine Mutter fasste sich schnell und ging, nachdem die Pflichtveranstaltung aufgelöst war, nach vorn und sagte dem Bonzen, dass meine beiden älteren Brüder bereits in Russland wären und mein Vater (Landwirt) aus Krankheitsgründen auf meine Mithilfe angewiesen sei. Sie bekam die Antwort: "Dann eben gezwungen. Durch Freiwilligkeit kann er sein Los nur erleichtern".

Natürlich wollte meine Mutter mir nicht schaden und so resignierte sie genauso, wie die anderen Erziehungsberechtigten.

Ich war erleichtert, denn obwohl ich von der gesamten Naziclique nicht viel hielt, so hatte ich doch, da ich in meiner Kindheit häufig Bücher über Heldenaten in früheren Kriegen las, den Wunsch, der Krieg möge nicht ohne meine Mitwirkung vorübergehen. Dagegen war mir der Dienst in der Hitlerjugend sehr verhasst und wegen meines ständigen Fehlens hatte man mir schon mit der sogenannten Pflicht-HJ gedroht.

Die nun folgenden Wochen vergingen wie im Fluge. Nachdem wir wegen Einberufung unseres Berufsschullehrers fast ein ganzes Jahr keinen Berufsschulunterricht gehabt hatten, wurden wir nun im Schnelldurchgang nach nur zweijähriger Lehre auf die Kaufmannsgehilfenprüfung vorbereitet. Nach bestandener "Notprüfung" kam dann auch schnell der Einberufungsbefehl nach Belecke bei Warstein zum 1. August 1944. Dass wir in dieser Region als Heimatflak eingesetzt werden

sollten, war uns schon in der beschriebenen Pflichtversammlung mitgeteilt worden.

In Belecko nahm man uns am Bahnhof in Empfang, und wir mussten zum Flakschießplatz nach Suttrop marschieren. Dort wurden wir noch einmal auf unsere Tauglichkeit überprüft. Irgendwie hatte jemand mitbekommen, dass ein Kamerad "untauglich" sei und wieder nach Hause fahren könne. Da ich ein wenig kurzichtig war, meinte man, ich müsse das sein. Mir behagte das aus bereits geschilderten Gründen überhaupt nicht und war froh, als sich herausstellte, ein anderer konnte die Heimreise antreten.

Am nächsten Tag fuhren wir mit der Reichsbahn nach Lippstadt, wo wir eingekleidet wurden. Dann ging es nach Suttrop zurück. Noch am Abend wurden wir mit einem Transportleiter auf die Reise nach unserem Ausbildungsort Lissau an der Weichsel geschickt. In Hamm hatten wir etwa eine Stunde Zeit, bis der Zug nach Ostpreußen eintraf. Wir begaben uns in den Wartesaal. Dort traf ich zu meinem Erstaunen eine bekannte Frau aus Halver, der ich dann Grüße an meine Eltern mitgab und ihr gleichzeitig mitteilte, dass wir auf dem Weg nach Westpreußen seien.

Diese Nachricht löste unter den Eltern der Kameraden aus Halver eine große Aufregung aus. Die Mütter von Klaus Eckhardt und Berthold Höngen wollten schon gemeinsam mit meiner Mutter gegen diesen Betrug an höherer Stelle protestieren. Aber dann kam ein Brief von mir daheim an, in dem ich schilderte, wie wenig in Westpreußen bisher vom Krieg zu bemerken war. Daraufhin haben sie den Protest abgeblasen.

Frau Höngen und Frau Eckhardt sind dann aber zu Besuch gekommen, um sich an Ort und Stelle zu informieren. Wann das geschah, weiß ich nicht mehr genau. Meine Mutter konnte leider nicht mitfahren während der Erntezeit.

Wir fuhren also mit der Reichsbahn bis Dirschau, weil Lissau keinen Bahnhof hatte. Unsere Stellung lag auf dem breiten Eisenbahndamm, der hinter den Weichselbrücken begann. Die

Straßenbrücke war 1939 von den Polen teilweise gesprengt worden, um den Einmarsch der deutschen Truppen aufzuhalten. Anstelle des zerstörten Teils war eine Holzbrücke über das im August schmale Flussbett gebaut worden. Eine neue Straßenbrücke befand sich, wenn ich mich recht erinnere, etwa 20 km südlich von Dirschau bei Kniebau.

Als wir in unserer Unterkunft, der großen Halle einer Gastwirtschaft, ankamen, waren auch noch die Luftwaffenhelfer dort, die bis dahin den Flakschutz der Brücken besorgt

hatten. Wie lange sie noch geblieben sind, weiß ich nicht mehr genau; wahrscheinlich bis zum Ende unserer vierwöchigen Ausbildung.

Die Ausbildung war kein Zuckerschlecken. Wenn irgend etwas nicht auf Anhieb klappte, bekam man "Liegestütze" aufgebremmt. Unser Ausbilder hatte scheinbar nur dann seinen Seelenfrieden, wenn er drei bis fünf Kameraden "pumpen" sah. Damit er auch kontrollieren konnte, ob die verordnete Menge tatsächlich ausgeführt wurde, musste jeder "Missetäter" laut dabei zählen. Natürlich versuchten wir eine neue Zähl-

weise, zum Beispiel 31, 33, 36 usw. Wenn er das mitbekam, dann sagte er ganz sanft: "Ach, Sie haben sich ja verzählt, fangen Sie bitte noch einmal von vorn an". So habe ich einmal an einem Morgen ca. 120 Liegestütze absolviert. Natürlich nahm hierbei auch unsere Kondition zu.

Das Mittagessen wurde täglich durch die Essenholer aus Dirschau abgeholt. Hierzu mussten wir über den unzerstörten Teil der Straßenbrücke, dann über die Holzbrücke, zusammen etwa einen Kilometer lang, mit den leeren 50-Liter-Behältern hin und auf dem gleichen Weg mit

Flussbettes bestand ein Abstand von ca. 20 bis 25 Meter. Wenn ich mich recht erinnere, wurde diese "Erleichterung" später verboten, weil man einige Kameraden dabei ertappt hatte.

Manchmal hat mir der Geschützdienst auch Freude bereitet, besonders dann, wenn es zu einem Wettkampf kam, welches Geschütz am schnellsten schießbereit war. Ich war mit Klaus Eckhardt Ladekanonier an einem Vierlingsgeschütz 2 cm, und wir haben es nach kurzer Zeit geschafft, die vom Ausbilder am Anfang vorgegebene Zeit zu unterbieten. Wir mussten auch sehr viel aus-

wendig lernen. Jedes Teil eines Geschützes mussten wir kennen und in einer vorgegebenen Reihenfolge mit Funktion aufsagen können. Wer das nicht konnte, musste zur "Übung" zum Beispielspiel das Rohr, das Bodenstück oder den Verschluss 10 bis 100-mal abschreiben. Einmal hatten alle meine Kameraden zu schreiben, und ich war verschont geblieben, da mir das Auswendiglernen sehr leicht fiel. Am Abend ging ich dann noch kurz in die neben der Gastwirtschaft befindliche Gärtnerei, um ein paar Tomaten zu kaufen. Da entdeckte mich der Zugführer und nun musste ich 100-mal schreiben: "Ich darf meine Stellung nicht verlassen, ohne den Zugführer vorher gefragt zu haben". Damit hatte er uns alle beschäftigt und war wieder einmal zufrieden. Dieses "Geschreibsel" ist aber meines Wissens nicht mehr fertig geworden, denn wir bekamen mit, dass unsere Ausbilder zum Fronteinsatz abberufen wurden. Andere Soldaten und Offiziere, die an der Front gewesen waren, kamen an ihre Stelle. Das dürfte Anfang September gewesen sein.

Wenn ich mich recht erinnere, haben wir in den nächsten Tagen unsere Stellung durch einen "Bunker" bei jedem Geschütz erweitert. Als Decken und Seitenwände dienten schwere Eichenbohlen, die wir von dem noch nicht zerstörten Teil der ehemaligen Straßenbrücke abmontierten.

Etwas später kam ich zu einem anderen Zug und gehörte nun zu einer Geschützbedienung, bei der ich einziger Luftwaffenhelfer war. Da meine neuen Kameraden ziemlich ausgepumpt waren, hatte ich nun eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, hier jemals Geschützdienst gemacht zu haben.

Dann bekamen wir 15 Luftwaffenhelfer aus dem Kreis Altena ganz plötzlich den Befehl, uns nach Königsdorf zum Werkflugplatz der Focke-Wulf-Werke zu begeben. Hierbei wurde ich als Transportführer eingesetzt. Aus welchem Grund dies geschah, ist mir heute noch rätselhaft. Jedenfalls habe ich uns in Marienburg eine längere Pause zur Besichtigung der Burg gegönnt, obwohl wir schon nach kurzer Zeit weiterfahren konnten. In Königsdorf hatte ich auf der

den gefüllten zurück. Dann hatte jemand die Idee, den etwas bequemeren Rückweg über die Eisenbahnbrücke zu nehmen. Der Behälter wurde einfach auf eine Schiene gestellt und von einem Kameraden mit dem Koppel gezogen. Der andere hatte dafür zu sorgen, dass der Behälter auf der Schiene blieb. Das ging zwar wesentlich leichter, war aber nicht ungefährlich, weil sich immer wieder quadratische Löcher zwischen den Schienen befanden, durch die man sehr leicht fallen konnte; und bis zum Erdboden des zur Zeit nicht mit Wasser gefüllten Teiles des

Wenn ich mich recht erinnere, haben wir in den nächsten Tagen unsere Stellung durch einen "Bunker" bei jedem Geschütz erweitert. Als Decken und Seitenwände dienten schwere Eichenbohlen, die wir von dem noch nicht zerstörten Teil der ehemaligen Straßenbrücke abmontierten. Etwas später kam ich zu einem anderen Zug und gehörte nun zu einer Geschützbedienung, bei der ich einziger Luftwaffenhelfer war. Da meine neuen Kameraden ziemlich ausgepumpt waren, hatte ich nun eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, hier jemals Geschützdienst gemacht zu haben. Dann bekamen wir 15 Luftwaffenhelfer aus dem Kreis Altena ganz plötzlich den Befehl, uns nach Königsdorf zum Werkflugplatz der Focke-Wulf-Werke zu begeben. Hierbei wurde ich als Transportführer eingesetzt. Aus welchem Grund dies geschah, ist mir heute noch rätselhaft. Jedenfalls habe ich uns in Marienburg eine längere Pause zur Besichtigung der Burg gegönnt, obwohl wir schon nach kurzer Zeit weiterfahren konnten. In Königsdorf hatte ich auf der



PERSONALBUCH

Kriegshilfeinsatz

Luftwaffe

Personalbuch Berthold Höngen

Anschriften
der nächsten lebenden Angehörigen
des Berthold Höngen
(Vor- und Zuname)

1. Eltern. Vor- und Zuname des Vaters: Ernst Höngen
Stand oder Gewerbe: Buchhalter, Hildesheim
Vor- und Mädchennamen der Mutter: Else geb. Backhaus
Wohnort (Kreis): Hildesheim, Kr. Altena
Straße, Haus-Nr.: Am Mühlberg 5

2. Gesetzlicher Vertreter oder Verwandte*) (falls Eltern verstorben oder nicht erziehungsberechtigt):
Vor- und Zuname: _____
Stand oder Gewerbe: _____
Wohnort (Kreis): _____
Straße, Haus-Nr.: _____

*) Ausfüllung nur, wenn 1. nicht ausgefüllt ist.

Bescheinigungen
über die Richtigkeit der Zusätze auf Seiten 1 und 2

l.f.d. Nr.	Art der Änderung	auf Seite	Dat.	Truppenteil	Unterschrift	Dienstgrad und Dienststellung

Nachträge

31.1. - 8.2.45 Verbandsjourn. Heimburg gegen Luftk. in Inf. Angriffen.

Zugbefehlsstelle Dienst zu tun, was mir anfangs recht gut gefiel, denn ich brauchte nicht am allgemeinen stupiden Dienst teilnehmen. Sehr schnell merkte ich aber, dass dadurch der Kontakt zu den anderen Luftwaffenhelfern mehr und mehr abbrach. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als wir nach Marienburg verlegt wurden, wo wir auf die Züge der dort stationierten Batterie verteilt wurden. Unser 4. Zug lag am Bahnhof Marienburg. Ich musste weiter auf der ZB Dienst tun und anfangs auch schlafen. Ich war hier nur mit dem Zugführer Oberwachmeister Müller und Unteroffizier Kruschinske zusammen.

Im Oktober bekam Unteroffizier Kruschinske Urlaub. Er war aus Ostpreußen und hatte nicht weit zu fahren. Als er zurückkam, brachte er einen riesigen Braten mit, den er sorgsam hütete. Offensichtlich hatte er keine Skrupel, dass ich zusehen musste, wenn er sich ein saftiges Stück abschnitt und verzehrte. So habe ich mir manchmal, wenn ich allein auf der ZB war, eine dünne Scheibe davon abgeschnitten und gegessen. Er hat es aber doch irgendwie gemerkt. Vielleicht hat er das noch vorhandene Stück jedes mal gemessen, wenn er die Unterkunft verließ. Er hielt mir eine Standpauke, die ich ungerührt über mich ergehen ließ. Am nächsten Tag ordnete er einen Appell an. Unsere Mäntel wurden inspiziert, und er befand meinen Mantel als das Schlimmste, was er bis dahin zu Gesicht bekommen hatte. Dagegen nannte er den Mantel von Günter Dohle "vorbildlich". Ich erhielt eine halbe Stunde Zeit, um meinem Mantel den vorgeschriebenen Glanz zu vermitteln. Da ich die Ursache seines Missfallens zu kennen glaubte, bat ich Günter Dohle, der etwa die gleiche Statur hatte wie ich, mir seinen Mantel zu leihen, damit ich das "vorbildliche" Stück vorführen konnte. Aber diesmal fand der keine Gnade vor Unteroffizier Kruschinske. Er hatte fast so viel daran auszusetzen, wie vorher an meinem Mantel. Ich bekam noch einmal eine Viertel Stunde Zeit, um die Dinge in Ordnung zu bringen. Da habe ich einfach noch einmal mein gutes Stück vorgezeigt, ohne jede nachträgliche Säuberung und, oh Wunder, diesmal wurde alles in Ordnung befunden. Kommiss kommt doch von komisch!

Als wir einige Wochen später eine sogenannte Otto-Hütte, eine Sperrholzbaracke mit eingelegerter Steinwolle für die Scheinwerferbesatzung bekamen, konnte ich wenigstens nachts die Zugbefehlsstelle verlassen und in dieser neuen Unterkunft schlafen. So bekam ich wieder ein wenig Kontakt mit den anderen Kameraden.

Da der Scheinwerferführer, Unteroffizier Becker, wenn er nicht gerade auf Brautschau

war, mit uns zusammen wohnte, kam nun eine Zeit, an die ich mich nur ungern erinnere. Unteroffizier Becker, der sehr dem Glücksspiel zugetan war, verstand es, uns ebenfalls für diese Art von Spielen zu bewegen. Das fiel ihm bei mir nicht besonders schwer, da ich schon immer gern spielte, allerdings ohne Geldeinsatz. Jetzt aber wurde gepokert und 17 und 4 gespielt, natürlich um Geld.

So kam es, dass ich einerseits schnell im neuen Kameradenkreis aufgenommen war, andererseits aber auch eine schlechte Gewohnheit angenommen hatte. Manchmal hatte ich eine Tasche voll von Geldscheinen; es konnte aber auch passieren, dass ich am nächsten Tag wieder alles verloren hatte. Ich hatte jedenfalls kein gutes Gewissen dabei.

Meine Arbeit auf der ZB war ziemlich stumpfsinnig. Ich musste Dienstvorschriften sortieren, den Ofen in Gang halten und die Baracke sauber halten. Daneben hatte ich auch festzulegen, wer in Urlaub fahren durfte. Das machte mir natürlich nicht nur Freunde, obwohl ich mich selbst an das Ende der Liste gesetzt hatte.

Jeden Tag musste ich zur Schreibstube gehen, um die ankommenden Briefe abzuholen und die meiner Kameraden wegzubringen. Ebenso musste ich bei dieser Gelegenheit die unsaubere Wäsche und hin und wieder auch Decken zur Reinigung mitnehmen. Manchmal wurde ich auch vom "Spieß" zur Division nach Sandhof als Melder geschickt.

Im November konnte ich dann endlich selbst in Urlaub fahren; allerdings nur für fünf Tage, da die Russen inzwischen immer näher kamen.

Die Kameraden hatten fast alle zwei Wochen Urlaub bekommen. Gemeinsam mit Günter Dohle aus Lüdenscheid trat ich die Fahrt ins Sauerland an. An diese Fahrt kann ich mich nur wenig erinnern. Wahrscheinlich haben wir die meiste Zeit verschlafen. Der Kurzurlaub bestand eigentlich nur aus zwei Tagen Heimaturlaub und zwei Tagen für Heim- und Rückfahrt. Ein guter Nachbar, der Bahnbeamter war, machte uns den Vorschlag, einen Fronturlauberzug für die Rückfahrt zu nehmen, der in Wuppertal eingesetzt wurde. Dieser Zug fuhr bedeutend schneller als alle anderen und fuhr über Marienburg nach Ostpreußen. Allerdings wusste er, dass dieser Zug schon in Hagen überfüllt sein würde. Da die Abfahrt von Wuppertal nur einmal am Tag abends erfolgte, mussten wir entweder ein paar Stunden früher von zu Hause fort oder fast einen Tag später. Wir entschieden uns natürlich für die zweite Möglichkeit. Mein Nachbar schrieb uns eine

Bescheinigung, dass der Zug von Lüdenscheid über Halver nach Wuppertal Verspätung hatte und der Anschluss nicht erreicht werden könne.

Als wir in Wuppertal ankamen, war unser Urlauberzug bereits überfüllt. Kein Platz war mehr zu finden. Gerade da, wo wir einstieg, befand sich ein leeres Abteil. An der Tür hin ein Schild "Dienstabteil". Einige Soldaten standen davor und schimpften, weil sie nicht hinein konnten. Einer sagte: "Ja, wenn man einen Vierkant hätte, dann könnte man die Tür öffnen". Ich besah mir die Sache näher, und dabei fiel mir mein Essbesteck ein. Dieses bestand aus Löffel und Gabel und konnte in der Mitte geknickt werden. Wie ich vermutet hatte, passte es genau schräg in das Vierkantloch für den Türdrücker. Die Tür öffnete sich. Wir gingen in das Abteil und verbrannten sofort das Schild "Dienstabteil". Jetzt hatten wir genügend Platz. Wenn ich mich recht erinnere, waren wir schon kurz vor Marienburg, als das Nebenabteil geräumt und zum Dienstabteil für einige höhere Offiziere erklärt wurde. Wir haben jedenfalls nicht die ganze Zeit im Gang stehen müssen.

Weder vorher noch später hat mir das Essbesteck einen so guten Dienst erwiesen, wie an diesem Tag. Ich hatte mir nämlich ein besseres Besteck von daheim mitgenommen, weil mein vom Staat erhaltenes aus einfachem Eisen war und dauernd rostete.

Bei unserer Einheit bekamen wir natürlich zunächst einen Rüssel, weil wir mehr als 12 Stunden den Urlaub überzogen hatten. Selbst die Bescheinigung des Bahnbeamten wollte man nicht gelten lassen. Wir haben ihnen nur gesagt, dass sie sich gar nicht vorstellen könnten, was im Westen los sei, weil man bisher in Marienburg noch fast wie im Frieden lebe.

Das sollte sich allerdings bald ändern. Weihnachten haben wir noch in unserer Otto-Hütte friedlich gefeiert. Wir haben Weihnachtslieder gesungen, und niemand hatte etwas dagegen, dass ich die Weihnachtsgeschichte nach Lukas 2 vorlas. Alle haben andächtig zugehört.

Mitte Januar, man hörte schon Kanonendonner, stellte man aus den vorhandenen Zügen noch einen 5. Zug auf und stationierte ihn hinter die vorderen Linien auf einen Sportplatz, wo es keinerlei Deckung gab. Ich gehörte zu den Luftwaffenhelfern, die diesen Zug bildeten. Er wurde von Wachtmeister Christ befehligt. Die ersten Tage und Nächte haben wir damit verbracht, in die tief gefrorene Erde Gräben zu hacken, damit wir wenigstens etwas Schutz hatten. Dabei froren wir erbärmlich, die Finger wurden steif. Aber

schließlich haben wir uns doch ein wenig Deckung geschaffen. Zwischendurch wärmten wir uns in einem naheliegenden Haus ein wenig auf. Es war wohl in der dritten Nacht, als Wachtmeister Christ erkannte, dass wir nun auch einmal schlafen müssten. Er befahl, dass alle sich im Keller auf den Kartoffeln usw. ein Nachtlager zu recht machen sollten. Ein Posten wurde vor die Tür gestellt und stündlich abgelöst. Als ich meine Stunde gestanden hatte, war ich völlig durchgefroren und eine starke Erkältung macht sich bemerkbar. Auch im Keller wurde ich nicht warm, und ich hatte Schüttelfrost. Die Kameraden schliefen schon. Da bin ich leise nach oben in die warme Wohnstube mit einem riesigen Kachelofen gegangen und habe mich auf eine Couch gelegt. Als ich am anderen Morgen erwachte, lagen alle Kameraden ebenfalls in der Wohnstube und schliefen dort. Nur der Wachtmeister schlief noch im Keller und ein Posten stand vor der Tür.

In dieser Zeit haben wir nicht schlecht gelebt. Die ehemaligen Bewohner mussten alles stehen und liegen lassen. Sie hatten bis dahin in bezug auf ihr tägliches Essen noch gar nicht recht bemerkt, dass Krieg war. Jedenfalls enthielten die Keller jede Menge Lebensmittel. Unsere tägliche Verpflegung bekamen wir natürlich weiterhin. Wenn es uns mal nicht schmeckte, was der „Küchenbulle“ zusammengekocht hatte, dann aßen wir eben etwas anderes.

So aßen wir einmal gemeinsam im Wohnzimmer, zwischen uns einen 10 Liter Bleicheimer Marmelade, neben uns eine Packung Knäckebrötchen, welches ich bis dahin noch nie gesehen hatte. Einer nach dem anderen nahm eine Scheibe Knäckebrötchen, legte es auf die Hand und schob es durch die Marmelade, damit so viel Marmelade darauf ging, dass man das Ding noch essen konnte, ohne die Maulspitze zu kriegen. In diesem Augenblick schlug im Nebenzimmer eine kleine Granate ein. Augenblicklich lief ich in den Keller, da ich weiteren Beschuss befürchtete. Im Keller bemerkte ich, dass die Kameraden mir nicht gefolgt waren. Da schämte ich mich und bin wieder nach oben gegangen. Ich weiß nicht mehr genau, ob die anderen gespottet haben, halte es aber für wahrscheinlich.

Es war am nächsten oder übernächsten Tag. Ich war mit einem Kameraden zur Wache in unserem Graben eingeteilt. Da ratterte eine "Nähmaschine", wie die russische JL 2 genannt wurde, über unsere Stellung. Mein Kamerad, sein Name ist mir entfallen, springt in den Sitz unseres Sologeschützes 2 cm und eröffnet das Feuer. Das Flugzeug dreht ab; die Besatzung hatte offensichtlich genug

gesehen. Unser Wachtmeister, der alles mitbekommen hatte, kommt angelaufen und hält uns eine ordentliche Standpauke. Es war ihm klar, dass wir jetzt unsere Stellung verraten hatten, die ja vorher durch den Schnee nicht so leicht auszumachen war.

Die Antwort der Russen ließ auch nicht lange auf sich warten. Am Nachmittag begann die Artillerie auf uns zu schießen. Zunächst waren es nur einige Granaten, die in etwa 60 bis 100 Meter Entfernung einschlugen. Ein Unteroffizier, den wir als Verstärkung bekommen hatten, turnte neben unseren Geschützen herum und sagte: "Ihr hättet mal in Kurland sein sollen, da war ganz was anderes los". Im gleichen Augenblick hörten wir das Heulen vieler Granaten. Der Unteroffizier, vielleicht drei bis vier Jahre älter als wir, hatte natürlich schon mehr Fronterfahrung. Er kam mit ein paar Sätzen angesprungen, stürzte kopfüber in den Graben, so dass mein Kopf zwischen seinen Oberschenkeln lag. Da er die Unterschenkel nicht so schnell nachziehen konnte, wurden sie von den Granatsplittern ziemlich zerfetzt. Wir haben ihm die Stiefel und Socken mit einem Messer von den Beinen geschnitten und ihn notdürftig verbunden. Dann ging es darum, wer trägt ihn nun zum Hauptverbandsplatz? Denn immer noch heulten die Granaten. In dieser Situation war ich der Einzige, der freiwillig bereit war, den Transport vorzunehmen. Ein älterer Soldat wurde bestimmt, mit mir zu gehen. Von diesem Augenblick an habe ich mich nie mehr geschämt, einer Gefahr aus dem Weg zu gehen. Ich hatte gelernt, dass sich die Kameraden nur dann sicher fühlten, wenn sie zusammen sein konnten. Der Transport einschließlich Rückweg ging dann auch ohne Zwischenfall über die Bühne.

Es muss wohl in dieser Zeit gewesen sein, dass man unsere Luftwaffenhelferausweise einsammelte und wir ein Soldbuch bekamen, allerdings ohne Foto. Das war damals einfach nicht zu machen. Auch die Hakenkreuzbinden durften wir ablegen. So waren wir von einem Tag auf den anderen Soldaten geworden.

Ende Januar kamen eines Tages drei Fahrzeuge, die unsere 2 cm-Sologeschütze abholten, und wir wurden zum infanteristischen Einsatz an die Nogat verlegt. Unsere Stellung war ein Lebensmittelladen in der Nähe der Holzbrücke, ziemlich genau der Marienburg gegenüber. Am nächsten Tag wurde ich mit einigen Kameraden noch einmal in die alte Stellung geschickt, um noch einige Sachen, die wir bei unserem Umzug nicht mitnehmen konnten, abzuholen.

Als wir alles so weit bereitgelegt hatten, kam Klaus Eckhard zu mir und sagte: "Im Stall hinter dem Haus ist noch ein Hahn und ein Karnickel. Ich habe schon versucht, das Kaninchen zu erschießen, aber ich habe nur ein Ohr getroffen". Da ich ein sehr gutes französisches Gehweh mit Ladelöffel hatte, war ich fast immer bereit zu solchen Dingen. Ich ging also mit. Das Kaninchen blutete am Ohr, und ich wollte ihm schon den Gnadenschuss geben, da sagte Klaus: "Bitte noch nicht, sonst läuft uns der Hahn weg". Er legt an, schießt und trifft diesmal auch genau. Im gleichen Augenblick hören wir hinter der Holzwand ein lautes Gebrüll. Wir wussten bisher nicht, dass hinter dieser Wand noch ein Ziegenstall war. Dann kommt um die Ecke Kamerad Charwat angehumpelt mit einem Steckschuss im Oberschenkel. Hahn und Karnickel waren jetzt vergessen und wir überlegten, was sagen wir bloß, wenn wir zurückkommen?

Wenn ich mich recht entsinne, hatten wir zwei lange Schlitten mit, um die Sachen zu transportieren. Auf einen davon setzten wir unseren Kameraden, der noch ein paar Sachen festhalten musste und zogen zunächst wie geprügelte Hunde zurück.

In unserer neuen Stellung machte ich Meldung: "Befehl ausgeführt; Kamerad Charwat wurde durch Querschläger verwundet", Wachtmeister Christ antwortete nur: "von wegen Querschläger, Quatsch habt ihr gemacht". Er kannte uns ja doch schon recht gut. Ich wagte es auch nicht, ihm zu widersprechen. Zu unserer Erleichterung hatte die Sache kein weiteres Nachspiel. - Aber so geht es, wenn man mit 16-jährigen Krieg "spielt".

Irgendwie hatte es sich herumgesprochen, dass in der Marienburg riesige Mengen Spirituosen lagerten. Einige Kameraden machten sich nachts auf und kamen mit einer Kiste "Korn" zurück. Zwar war es nicht leicht gewesen in die Burg zu kommen, aber einige Schachteln Zigaretten machten den Posten gefügig. Ich suchte in der Kiste nach Steinhäger, die einzige Sorte von der ich bis dahin gehört hatte. Dann stellte ich die Behauptung auf, ich wäre nicht ohne Steinhäger zurückgekommen. So machte ich mich in der nächsten Nacht auf, um mein leichtsinniges Versprechen zu halten. Ganz wohl war mir dabei nicht zu Mute. Ein Kamerad, der in der vorigen Nacht mitgezogen war, ging mit. Wieder mussten wir Zigaretten abgeben und konnten uns nun frei in den Kellern der Burg bewegen. Die Landser schliefen dort auf Kisten von Spirituosen tief und fest. Wahrscheinlich hatten sie zuviel Alkohol im

Blut. Wir haben die Kisten unter ihnen weggezogen und fanden wirklich eine mit der begehrten Marke. Im Triumph sind wir zurückgegangen und hatten nun für die nächsten Tage genug.

Anfang Februar bekam ich zusammen mit noch fünf Kameraden den Befehl, uns in Simonsdorf beim "Spieß" zu melden. Gemeinsam machten wir uns auf den Weg dorthin. Während die anderen weiter nach Kunzendorf gehen konnten, um von dort auf dem Landwege nach Stolpmünde ausgefahren zu werden, ordnete Hauptwachtmeister Husemann (Spieß) an, dass ich beim Tross bleiben müsse. Ich wäre damals lieber mit den anderen weitergezogen, hatte mich aber zu fügen. Nun war ich wieder nur mit drei älteren Soldaten zusammen. Hauptwachtmeister Husemann, Unteroffizier Becker und einem Obergefreiten. Natürlich musste ich als einfacher Soldat allen dreien gehorchen und alle Arbeiten verrichten, zu denen die anderen keine Lust verspürten. Hauptwachtmeister Husemann hatte trotz seiner starken Sprüche (es wird gekämpft bis zum letzten Blutstropfen) gelinde gesagt, ein furchtsames Herz. Als er einmal zu Oberleutnant Arndt, unserem Batterieführer zitiert wurde, musste ich sein Fahrrad, mit dem er zurückfahren wollte, wenn es dunkel geworden war, über die Straße bis an die Front schieben. Er selbst ging durch den Straßengraben, wo er vom Russen nicht gesehen werden konnte. Fahren durfte ich mit dem Fahrrad nicht, da das angeblich zu gefährlich war. Er erklärte dazu, ich könne besser laufen und springen, und er würde mir sofort den Befehl geben, in den Graben zu springen, wenn der Russe die Straße unter Beschuss nehmen würde. Es ging jedoch alles glimpflich ab, da die Russen scheinbar keine Lust verspürten, einen einzelnen Radfahrer unter Granatenfeuer zu nehmen. Ich glaube nicht einmal, dass ich dabei sehr ängstlich war.

Manchmal musste ich auch Arbeiten ausführen, deren Sinn einfach nicht einzusehen war, zum Beispiel Tiefställe ausmisten. Dazu muss man wissen, dass ein Tiefstall erst im Frühjahr entmistet wird. Der Dung wird dann gleich aufs Feld gefahren. Unteroffizier Becker, der Bauernsohn aus dem Raum Breckerfeld war, konnte das nicht einsehen, und so musste ich diese widerliche und schwere Arbeit tun. Wenn ich mich nicht irre, habe ich den Stall aber nicht leer bekommen, denn der Tross wurde Mitte Februar hinter die Weichsel verlegt. Dazu hatte Unteroffizier Becker zwei Ochsenwagen mit je zwei Ochsen requiriert. Ein Fuhrwerk hatte ich zu fahren, das andere fuhr Unteroffizier Becker. Der Transport erfolgte wegen der Tiefflieger in der Nacht. Ich hatte mir russische

Filzstiefel angezogen, weil man auf dem Wagen sitzend leicht kalte Füße bekommen konnte. Diese Stiefel bestanden ausschließlich aus Filz, also auch die Sohle. Leider musste ich unterwegs aber hin und wieder absteigen, weil die Ochsen nicht immer das gleiche wollten wie ich. Da es am Tage getaut hatte, wurden die Stiefel langsam immer schwerer und nasser, und später zumindest außen hart gefroren. Trotzdem haben wir in dieser Nacht etwa 20 bis 22 km geschafft. Als wir etwa 15 km hinter uns gebracht hatten, blieben meine Ochsen plötzlich stehen und legten sich hin. Die Ochsen des hinter mir fahrenden Unteroffiziers Becker folgten, und alle vier waren weder durch Ermunterung noch durch Peitschenknallen zum Aufstehen zu bewegen. Nach knapp einer Stunde standen sie von selbst wieder auf und trotteten weiter. Wahrscheinlich war es ihnen inzwischen zu kalt geworden.

Im Morgengrauen erreichten wir unser Ziel und machten Quartier in einem leerstehenden Haus. Was aus den Ochsen geworden ist, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich sind sie zu Proviant verarbeitet worden.

Irgendwie kam ich während des nun folgenden ungeordneten Rückzuges wieder mit anderen Kameraden aus unserer Batterie zusammen. Die geschlagenen deutschen Truppen bewegten sich zumeist in Richtung Danzig. Etwa Mitte März bekam ich mit fünf weiteren Kameraden den Marschbefehl nach Danzig-Neufahrwasser. Dort mussten wir uns am Hafen melden. Als Wegzehrung bekamen wir je ein Kommissbrot und rohes Gehacktes. Die anderen haben das Gehackte sofort gegessen. Als ich das gleiche ein paar Stunden später auch tun wollte, war es bereits verdorben.

Wir sahen im Hafen eine Anzahl Schiffe liegen, und nach Durchsicht unseres Marschbefehls konnten wir ein Frachtschiff besteigen, welches den Namen "Wilhelm Traber" trug. Auf dem Schiff waren bereits ca. 200 Flüchtlinge und eine Kompanie SS in voller Ausrüstung mit Fahrzeugen, Feldküchen und Waffen. Außer uns waren inzwischen noch etwa 150 ehemalige Luftwaffenhelfer eingetroffen. Wir waren die letzten, die einsteigen durften. Schon kurz nachdem alle an Bord waren hieß es "Leinen los" und wir fuhren auf die offene See. Dort warteten bereits mehrere Schiffe auf uns, und nachdem wir nahe genug herangekommen waren, setzte sich der Geleitzug in Bewegung.

Für uns war ein Transportleiter zuständig, den wohl niemand von uns vorher gesehen hatte. Er hat sich herzlich wenig um uns gekümmert. Wir hatten gehofft, auf dem Schiff verpflegt zu

werden und unser Brot schon unterwegs gegessen. Leider erfüllte sich unsere Hoffnung nicht. Die Kameraden aus den anderen Einheiten hatten je drei Brote mitbekommen. Weil ziemlich dichter Nebel aufzog, konnte man bald nur das vor uns fahrende Schiff sehen. In der Nacht haben wir dann auch den Geleitzug verloren. Wahrscheinlich war nur eine gewisse Fahrinne minenfrei gehalten worden, und wir mussten jetzt mehrere Tage auf den nächsten Geleitzug warten.

Eigentlich sollten wir in Stolpmünde an Land gehen, aber der nächste Geleitzug fuhr nach Kiel-Holtenau. So dauerte die gesamte Überfahrt länger als eine Woche. Inzwischen hatten auch die anderen Kameraden ihre drei Brote verspeist, und so kam es, dass an Bord der Kalorienklaus umging. Unseren Transportführer hatten wir bisher nur an Land gesehen. Während der ersten Tage zeigte er kein Interesse an uns. Das änderte sich, als sein Koffer abhanden gekommen war. Wir mussten alle an Deck antreten und glaubten, dass wir bald von Bord geholt würden, da die Küste nahe war. Im nächsten Moment wurden wir von SS-Männern mit MP eskortiert und gründlich gefilzt. Dabei wurden zwar viele Pistolen und sogar einige MP gefunden, aber kein Koffer. Wie mir ein bis dahin nicht bekannter Kamerad anvertraute, schwamm der viele Meilen hinter uns in der Ostsee. Das Ganze hatte dann allerdings zur Folge, dass wir nun wenigstens von den SS-Soldaten einen kleinen Teller dünne Suppe pro Tag spendiert bekamen. In Kiel wusste man mit uns zunächst nichts Rechtes anzufangen. Bei den Wirren des letzten Kriegsmonats waren wir wohl nicht angekündigt worden. Irgend jemand besann sich dann darauf, dass auf dem Flugplatz Jagel I bei Schleswig ein Reichsarbeitsdienstlager leer stand, und dass wir wohl gut geeignet seien, den Flakschutz dort zu übernehmen. So kam es, dass wir eine ganz außergewöhnliche Laufbahn durchmachten; erst Luftwaffenhelfer, dann Soldat und zuletzt Arbeitsdienstler.

Zunächst aber mussten wir lange warten, bis über uns entschieden war. Der Hunger bohnte in den Mägen, und daher lief alles zusammen, als einige Kameraden mit noch warmen Broten unter den Arm ankamen. Wie sich schnell herausstellte, waren sie einfach in die nächste Bäckerei gegangen, hatten sich je ein Brot geschnappt und dann schleunigst den Rückzug angetreten. Sofort liefen einige andere Kameraden los, um die Sache zu wiederholen.

Inzwischen stand aber der Bäcker schon in der Tür, um diesen Angriff abzuwehren. Es wäre ihm wahrscheinlich

schlecht bekommen, hätte unser unfähiger Transportleiter jetzt nicht endlich begriffen, dass er uns wohl nicht unter Kontrolle behalten würde, wenn er nicht für ein wenig Verpflegung sorgte.

Inzwischen war es Abend geworden. Bald tauchten einige Lkw auf, von denen jeder 30 oder 40 Kameraden aufnahm und nach Jagel transportierte. Die Reichsarbeitsdienstführer des Lagers hielten noch die Stellung und waren offensichtlich froh, so unerwartet bald wieder kommandieren zu können.

Wir bekamen jetzt Reichsarbeitsdienstuniformen und Reichsarbeitsdienstausweise. Am 20. April 1945 wurden wir trotz unserer Proteste noch einmal auf den "Gröfaz" vereidigt. Das geschah noch einmal ganz feierlich. Ein ehemaliger Unteroffizier, der ebenso schnell wie wir in eine Reichsarbeitsdienstuniform gesteckt worden war, konnte sich dabei zu seinem eigenen Stolz mit einem Parade-marsch profilieren. Große Freude haben die Reichsarbeitsdienstführer aber nicht an uns gehabt. Wir kamen uns inzwischen wie alte Veteranen vor und waren nicht mehr bereit, jeden unsinnigen Befehl auszuführen. So hat man mich einmal dazu "verurteilt" mit einem weiteren Kameraden die Kübel aus der 12-Zylinder-Laterne zu entleeren. Wir sind ins Lager gegangen und haben uns ins Bett gelegt und herrlich geschlafen. Ein Oberfeldmeister war uns besonders verhasst. Wir hatten ihm gesagt, dass wir schon mehr Pulver gerochen hätten, als er und bekamen zur Antwort: "Was hat die Flak denn schon geleistet?" Nach seiner Auffassung hatte allein die Flak die Schuld an den zerstörten deutschen Städten.

Die tägliche Parole wurde von höherer Stelle ausgegeben. Am nächsten Tag hieß die Parole "tapfere Flak", weil eine Batterie in Berlin einen russischen Angriff zurückgeschlagen hatte. Als der Oberfeldmeister diese Parole bekannt geben musste, wurde er weiß bis unter die Haarwurzeln, was nicht so ganz viel bedeutete, da er ohnehin wohl wenig frische Luft geatmet hatte und deshalb ziemlich blass war. Unser Kamerad Uschdraweit gab ihm daraufhin den Namen "Käsekopp". Den hat er bei uns bis zum Kriegsende behalten.

Als wir einmal zum Dienst im Gelände waren, hat er dann mit noch einigen anderen Reichsarbeitsdienstführern unsere Stuben gefilzt und wieder einen ganzen Tisch voll Pistolen, Handgranaten und Munition zu Tage gefördert. Wir mussten einzeln an diesem Tisch vorbeigehen, und als die Prozedur beendet war, fehlte schon wieder eine Pistole. Trotz sofortiger Untersuchung hat man sie aber

nicht gefunden. Als wir uns in unserer Stube im Bett liegend einmal über den Krieg und seine Verursacher unterhielten, hatte "Käsekopp" vor der Tür gelauscht. Er öffnete zornbevend die Tür und drohte, uns vor das Kriegsgericht zu bringen, aber die Ereignisse überschlugen sich jetzt sehr schnell.

Als die Nachricht vom "Heldentod" Hitlers über den Äther kam, hielt irgendein Reichsarbeitsdienstführer noch einmal eine flammende Rede, die in der Aussage gipfelte, wenn in den USA Deutsch gesprochen würde und nicht Englisch, dann hätte Amerika auf deutscher Seite eingegriffen, und der Krieg wäre gewonnen worden. Ich habe mich selten so belustigt gefühlt.

Als der Krieg dann tatsächlich aus war und wir die Lichter von Schleswig sehen konnten, habe ich mich unendlich befreit gefühlt. Ja, mein liebes Vaterland lag in Trümmern, aber auch der Naziterror war zu Ende.

Es dauerte noch einige Tage, bis wir die ersten Engländer zu Gesicht bekamen. In dieser Zeit sah ich einmal, dass ein Kamerad sein Hemd entlauste. Ich fragte ihn, ob er sich nicht schäme und bekam zur Antwort: "Wetten, dass Du auch Läuse hast?" Ich habe nicht gewettet, aber wenn ich es getan hätte, dann hätte ich verloren. Als die Engländer uns sahen, sagten sie nur "Boys". Kurz nachdem sie uns verlassen hatten, mussten wir unser Lager räumen und mit unseren Zeltplanen Zelte errichten, in denen wir in den nächsten Tagen lebten. Unsere Führer versuchten, sich noch einen Teil Daseinsberechtigung zu erhalten, indem sie den Bauern unsere Arbeitsleistung bei der Entwässerung der Weiden anboten. Aber da niemand von ihnen Ahnung hatte, wie das zu bewerkstelligen sei und wir von dem Gedanken auch nicht besonders angetan waren, unterblieb das schon nach einem Tag. Unter den Bauern war im Schleswiger Gebiet der Wunsch vorherrschend, zu Dänemark gehören zu können und mit den Kriegsfolgen nicht belastet zu werden.

Dann bekamen wir von den Engländern den Befehl, uns nach der Halbinsel Eiderstedt zu begeben, wo ein Internierungslager für deutsche Soldaten war. Die ca. 50 km haben wir an einem Tag geschafft, allerdings mit vielen Blasen an den Füßen. Wir wurden auf den Bauernhöfen in leerstehenden Scheunen einquartiert. Die Verpflegung war sehr schlecht. Einmal fragte der Bauer, ob jemand bereit sei, beim Hacken und Jäten der Kartoffeln zu helfen. Mehrere Kameraden meldeten sich. Da habe ich dann auch mitgemacht. Aber die Hoffnung, wir würden dafür wenigstens eine Mahlzeit bekommen, erfüllte sich nicht.

Dieses Verhalten war für mich total unverständlich, da ich als Bauernsohn gewohnt war, dass alle, die mithelfen, auch gut verpflegt werden.

Als dem Bauern ein Pferd einging, haben wir es ihm abgekauft und die besten Stücke gebraten. Da wir Hunger hatten, schmeckte es uns sogar gut. Es hat uns auch nicht geschadet. Irgendwie wurden wir dann registriert. Da ich als Beruf "Jungbauer" angegeben hatte, war ich einer der ersten, der ins Entlassungslager kam. Dort mussten wir zunächst unter freiem Himmel kampieren, aber es war ja schon Ende Mai und recht warm. Später wurden wir in Scheunen untergebracht, wahrscheinlich weil es auch Regen gab.

Zuvor wurden wir jedoch entlaust. Dazu mussten wir uns bis auf die Unterhose ausziehen. Die ausgezogenen Textilien wurden in großen Ofenkammern stark erhitzt, und wir wurden überall, wo man Haare vermuten konnte, kräftig mit DDT eingepulvert. Dabei spielte es keine Rolle, ob man wirklich Läuse hatte oder nicht.

In der nächsten Zeit hatte ich verschiedene Erlebnisse, die ich wohl nie vergessen werde. Am letzten Tag im Internierungslager tauschte ich bei dem Bauern, in dessen Scheune wir lagen, noch meinen Mantel für Naturalien ein. Am ersten Tag im Entlassungslager hatte ich noch ein wenig davon. Neben mir lag ein Kamerad, noch jünger als ich und sah uns mit verlangenden Augen, wie ich etwas aß. Er tat mir leid und ich bot ihm etwas an. Schnell versicherte er mir, er werde am nächsten Tag eine Decke gegen Lebensmittel eintauschen und mir dann auch etwas mitgeben. Wir haben dann das geteilt, was ich hatte. Als ich ihn am nächsten Tage essen sah, erinnerte ich ihn an das gegebene Versprechen. "Das, was ich habe, reicht ja nicht einmal für mich" bekam ich zur Antwort. Mir blieb die Spucke weg vor soviel Unverfrorenheit. Hinter uns lag ein Soldat, der eigentlich aussah, als könne er nicht bis drei zählen. Er hatte alles mitbekommen, und obwohl ich ihm von meinen Dingen nichts mitgab, lud er mich ein, von seinen sehr geringen Vorräten mitzulesen. Da habe ich vor Scham geweint.

Die Verpflegung im Entlassungslager war äußerst dürftig. Wir bekamen pro Tag zwei dünne Scheiben Brot und ca. ein Liter Tee, sonst nichts. Die meisten Kameraden, die mit mir in einer Scheune lagen, kamen aus Dänemark und hatten ihre Koffer voll von Speck und anderen Naturalien. Ich nehme an, man hätte neben ihnen verkümmern können. Niemand war bereit, auch nur einen Brotkanten abzugeben. Nach einigen Tagen gab es ein-

mal pro Person zwei Zigaretten. Als ich die Rauchware in Empfang genommen hatte, sprach mich ein älterer Soldat an und meinte, ich könne mit den Zigaretten doch nichts Vernünftiges anfangen und bot mir dafür ein sehr kleines Stückchen Speck an. Ich habe zunächst getan, als wäre ich nicht interessiert, aber ich vermute, er hatte bereits meine verlangenden Augen gesehen. So haben wir einen Moment gehandelt wie die Orientalen. Zuletzt bekam ich ein Stück ca. 5 x 10 x 4 cm groß. Den Speck habe ich sofort gegessen und noch ca. eine Woche die Schwarte gekaut.

Nach etwa 14 Tagen Entlassungslager, in denen ich täglich fast 20 Stunden geschlafen oder zumindest gedöst habe, um möglichst wenig Kalorien zu verbrauchen, durften wir endlich zum Heimattransport antreten. Wir mussten lange warten, bis unsere englischen Lkw ankamen. Ich hatte nicht bemerkt, dass ein Engländer durch die Reihen ging und sich jeden Soldaten ansah. Zwei oder drei Reihen hinter uns öffnete er plötzlich den Rucksack eines Kameraden und holte eine Pistole heraus. Wir waren inzwischen für den Transport in Gruppen zu 30 Mann für je einen Lkw eingeteilt worden. Der betreffenden Gruppe wurde nun Befehl gegeben, in Dreier-Reihen anzutreten, und sie wurden abgeführt. Nach kurzer Zeit kamen etwa 20 Mann davon zurück und später die restlichen. Es wurde erzählt, dass der Soldat mit der Pistole erschossen worden sei. Es fällt mir schwer, dies zu glauben, da ich die Engländer eigentlich nicht als brutal empfunden habe.

Durch den Zwischenfall hat sich unsere Abfahrt aber sehr verzögert. Am ersten Tag fuhren wir nur bis Bremen-Zeven. Dort wurde Rast gemacht und unter freiem Himmel übernachtet. Wir waren sehr erfreut, als deutsche Frauen, die in der Nähe wohnten, einige Eimer mit Wasser brachten und uns trinken ließen, denn wir waren sehr durstig. Wahrscheinlich haben wir von den Engländern auch etwas zu essen bekommen, es war jedoch keineswegs ausreichend. Am nächsten Tag ging die Fahrt bis Osnabrück-Hasbergen. Auch dort mussten wir im Freien übernachten. Diesmal bekamen wir von den Engländern auch einen Becher Tee. Der dritte Tag brachte uns zunächst bis Münster. In einem Ort hatte sich eine Menschenkette bis zu einer Bäckerei gebildet, und der Letzte warf auf jeden Wagen ein Brot, das von Person zu Person weitergereicht wurde. Da haben einige Kameraden vor Freude geweint, obwohl jeder auf dem Wagen nur eine sehr dünne Scheibe bekam. Bei dem Wagen vor uns hatte der Werfer sein Ziel verfehlt. Vielleicht hatte auch niemand auf dem Wagen richtig zugegrif-

fen. Jedenfalls fiel das Brot auf die Straße. Der Fahrer des Wagens hinter uns machte sich einen Spaß daraus, dieses Brot platt zu fahren. Er hat sich sehr bemüht, es genau zu treffen. Es sei ihm verziehen; er wusste wohl nicht, was Hunger ist.

In Münster wurden wir nach unseren Kreisstädten nun zusammengestellt. Ein englischer Offizier, der auf einer Art Bühne stand, stellte laut die Frage: "Sind hier Personen aus dem Regierungsbezirk Arnberg dabei?" Einige Soldaten meldeten sich und wurden gebeten, nach vorn zu kommen. Ich folgte ihnen in gebührendem Abstand, da ich durch manche schlechten Erfahrungen vorsichtig geworden war. Dann hörte ich jedoch den beruhigenden Bescheid: "Ihr könnt mit den Beckumern fahren. In Arnberg ist auch gerade ein Transport, der Euch dann in Eure Kreisstädte bringen wird". Sofort mischte ich mich unter die anderen, und wir konnten bald auf den betreffenden Lkw aufsteigen und wurden, wie versprochen, nach Arnberg gebracht. Wenn ich mich nicht irre, sind wir sogar zuerst nach Arnberg durchgefahren, da der dort befindliche Transport auf uns wartete.

So kam es, dass wir noch am gleichen Abend in Altena ankamen. Inzwischen war es fast dunkel geworden, und so durften wir noch eine Nacht in Altena bleiben. Wir bekamen ein wenig zu essen; ich vermute, einen Teller Suppe.

Am anderen Morgen durften wir uns dann mit fast leerem Magen auf den Heimweg machen. Es war am Sonntag, den 17. Juni 1945 gegen 11.00 Uhr, als wir unseren Entlassungstempel erhielten. Da die Kleinbahn zwischen Altena und Lüdenscheid erst am 18. Juni den Betrieb wieder aufnahm, mussten wir per Pedes gehen. Etwa zwei Stunden brauchten wir bis Lüdenscheid. Dort erkundigten wir uns nach dem nächsten Zug nach Brügge bzw. Halver. Ein Zug nach Brügge fuhr erst in einer Stunde und nach Halver noch wesentlich später.

Inzwischen hatte ich einen älteren Heimkehrer aus Heesfeld kennengelernt, der nicht auf den Zug warten wollte. So machte ich mich mit ihm auf den Weg. Von Heesfeld an musste ich allein weiter. Da es nun schon 15.00 Uhr geworden war und wir keine Verpflegung mit auf den Weg bekommen hatten, bohrte der Hunger gewaltig. Im Eichholz wohnte meine Tante Erna. Als ich vor dem Haus stand, in dem sie wohnte, war ich in Gefahr schlapp zu machen. Ich klingelte, und die Tür wurde geöffnet. Nun konnte ich mich zum erstenmal nach mehreren Monaten wieder einmal sättigen.

Als das geschehen war, machte

ich mich auf das letzte Wegstück und war gegen 16.30 Uhr daheim.

Das Haus war offen, aber es war niemand da. Im Nachbarhaus erfuhr ich, dass mein Vater aufs Feld gegangen war. Als ich ihn fand, sagte er nur: "Na Junge, bist Du auch wieder daheim?"

Mein älterer Bruder (Jahrgang 1922) war schon einige Tage früher angekommen. Meine Schwester, mein Bruder und meine Schwägerin Leni waren mit dem gemischten Chor unserer Gemeinde nach Kotten zu einem ersten Ausflug nach dem Krieg gegangen. Meine Mutter war am Morgen sehr traurig gewesen, weil man noch nichts von mir gehört hatte. Mein Bruder Hermann wollte sie trösten und sagte zu ihr: "Wenn wir zurückkommen, ist Friedhelm sicher auch da".

Als die drei wenig später eintrafen, fragte er zuerst: "Wo ist Friedhelm?" Dann war er aber doch erstaunt, dass ich tatsächlich da war, womit er eigentlich nicht gerechnet hatte.

Mein ältester Bruder Hans kam am 5. September 1945 als letzter von uns aus russischer Kriegsgefangenschaft heim.



Erinnerungen an meine Sowjetische Kriegsgefangenschaft vom 11. März 1945 bis 17. August 1945



von Karl Kanngießer

Einleitung:

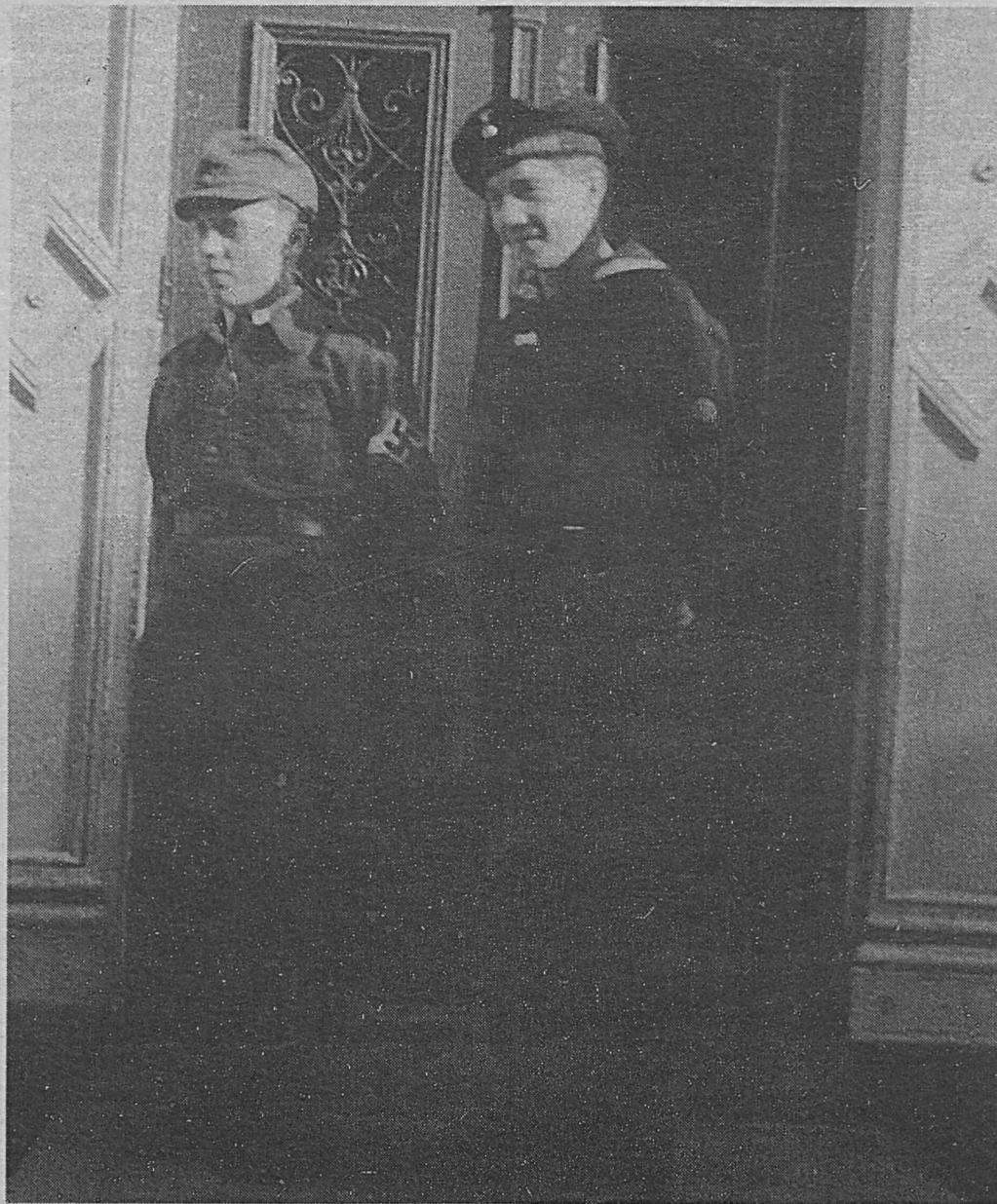
Neben selbst geschriebenen und erhaltenen Rote-Kreuz-Karten, die wir behalten durften, gelang es mir, ein kleines 6,4 cm x 7,0 cm Notizbuch mit persönlichen Aufzeichnungen durch alle Kon-

trollen zu bringen. Jahrzehnte habe ich die Notizen unbeachtet gelassen. Ich wollte nicht an die schwere Zeit erinnert werden. Da die Bleistiftschrift jedoch immer mehr verblasste, habe ich Anfang der neunziger Jahre eine lesbare Abschrift angefertigt, in Klammern ergänzt durch Bemerkungen aus dem Gedächtnis. Diese chronologisch geführten Daten und Aufzählungen füge ich diesen Erinnerungen bei. Bei Bedarf oder Interesse können so genaue Daten, Abläufe und andere Angaben nachgelesen werden. Wegen meiner mangelnden Russischkenntnisse in Wort und Schrift können bei Ortsnamen kleine Fehler vorhanden sein, da ich sie nach dem Gehör aufgezeichnet habe.

Erinnerung:

Nach meinen Aufzeichnungen vom 15. Januar 2002 über meine Zeit als Luftwaffenhelfer und fünf Tage Kanonier, kam es wie folgt zur Gefangennahme durch sowjetische Soldaten:

Unser leichter Flakzug mit 2 cm-Geschützen gehörte zu einer schweren 8,8 cm-Batterie und lag am Rand von Lauenburg/Pommern zum Schutz von Industrieanlagen. Die gesamte Batterie sollte nach Danzig verlegt werden. Wir hatten selbst keine Lkw und warteten auf solche von der Abteilung. Wir warteten in unseren Privatquartieren auf den Abmarschbefehl. Diesen erhielten wir nicht! Unser Oberwachmeister und Zugführer schickte einen Kurier zur Stellung. Diese und auch die Schreibstube waren geräumt und wir nicht benachrichtigt worden. Es war der 10. März 1945 abends und die Stadt unter Artilleriebeschuss. Unser Zugführer entschied, dass wir uns allein auf den Weg nach Danzig machen. Wegen der Situation und meiner Kenntnisse von Pferden, Geschirr, Reiten und Fahren, erworben in der Reiter-HJ in Lüdenscheid und nachgewiesen durch den Erwerb des Deutschen Jugendreiterabzeichens im Juni 1944, erhielt ich den Befehl, von Flüchtlingen zurückgelassene zwei Pferde und einen Zugwagen zu beschaffen. So geschah es, und wir verladen unser Privatgepäck, Lebensmittel, Pferdefutter und leichte Waffen auf den Wagen. Als Verantwortlicher für das Gespann saß ich auf dem Bock, neben mir der Oberwachmeister. Die anderen Kameraden vom Zug marschierten hinterher Richtung Neustadt/Hinterpommern. Es war jedoch kein Weiterkommen. Die Straße war durch Fahrzeuge, Wagen, der unendlichen Kolonnen mit Flüchtlingen oder Militär total verstopft. Kettenfahrzeuge fuhren über Wiesen und Felder. Die Anzahl unserer mitmarschierenden Kameraden vom Flakzug wurde



Der Luftwaffenhelfer Karl Kanngießner und sein Vetter als Marinesoldat

immer weniger. Wir waren schließlich nur noch zu Viert. Der Oberwachmeister, je ein Unteroffizier und Obergefreiter sowie ich selbst. Endlich gelang es uns, die Hauptstraße zu verlassen. Über einen Fahrweg, leicht bergan, Richtung Wald, kürzten wir ab und versuchten, so Neustadt zu erreichen. An einem Bauerngehöft vorbei erreichten wir den anderen Waldrand und sahen, dass sowjetische Truppen bereits in Neustadt waren. Zurück zum Gehöft ließen wir Pferde und Wagen dort zurück, deckten uns mit persönlichen Sachen, Lebensmitteln und Waffen ein, um in der nächsten Nacht zu Fuß zum Ziel Danzig zu kommen. Wir ruhten uns aus, während der Oberwachmeister die Karten studierte. Plötzlich Geschrei der Flüchtlinge, Schüsse und Hausbesetzung durch gegnerische Truppen. Für uns war Widerstand zwecklos und wir ergaben uns. Lediglich der Oberwachmeister versuchte zu fliehen. Erfolglos, er wurde erschossen, leider, einen sympathischen Kameraden und Vorgesetzten hatten wir verloren. Leider kenne ich persönliche Daten von ihm nicht. Der Unteroffizier, Obergefreite und ich traten am Spätnachmittag, dem 11. März 1945, den ungewissen Weg in die Gefangenschaft an. Für mich mit 16 Jahren und sie-

ben Wochen vor Vollendung des 17. Lebensjahres.

Zu Fuß ging es schwer bewacht von einer Militärdienststelle zur nächsten. Verhöre, persönliche Ausplünderungen, Übernachtung in Stallungen folgten. Die Anzahl der Gefangenen wurde immer größer und wuchs bis auf etwa 400 Mann an. Der (Todes)marsch führte uns über Lauenburg, Stolp bis nach Rummelsburg und dauerte bis zum 25. März 1945. Vor allen Dingen im ersten Abschnitt sahen wir furchtbares Elend auf den Straßen. Die vorwiegend mit Wagen und Flüchtlingen vollgestopften Straßen bei Stolp waren brutal mit Panzern freigeräumt worden. Tiere und Menschen lagen sterbend im Straßengraben. Letztgenannte baten durch Worte oder Gesten um Hilfe. Bei eigener Todesandrohung war uns jedes Einschreiten verboten worden.

Täglich marschierten wir viele Stunden und große Strecken unter Einhaltung strengster Disziplin. Wir durften die Kolonne nicht einen Meter verlassen, auch nicht zum Verrichten unser Bedürfnisse. Die Geschäfte mussten innerhalb der Reihen verrichtet werden. Ein Kamerad hielt sich nicht ganz an diese Anordnung und hockte sich etwa einen halben Meter neben

die Reihe. Wir alle mussten halten, rechts umdrehen und vor unsren Augen wurde der Kollege mit dem Gewehr erschossen. Die Wucht riss ihn um die halbe Achse herum. So blieb er auf dem Acker liegen und wir gingen weiter. Vorbeifahrende Lastwagenfahrer machten sich einen Spaß daraus uns zu schikanieren. Sie machten einen Schlenker in unsere Kolonne und verletzten Kameraden. Wer nicht mehr mitmarschieren konnte wurde erschossen. Es gab keine Krankenwagen oder sonstige Transportmittel für Gehunfähige. Lebend wurde niemand zurückgelassen.

In den Nächten schliefen wir überwiegend in freistehenden Scheunen. Wer morgens nicht zum Antreten erschien, weil erkrankt oder durch Blasen bzw. offene Fleischwunden an den Füßen nicht gehen konnte, wurde ebenso liquidiert. An Verpflegung erhielten wir abends eine Hand voll Pellkartoffeln, zum Trinken Wasser aus Brunnen, Vorratsbehältern oder Schnee - Tauwasser.

Ich selbst habe die täglichen Märsche ohne Fußschäden überstanden. Hierzu beigetragen hat auch, dass ich statt der Strümpfe nur Fußlappen getragen habe. Diese Empfehlung gab mir 1944 mein Vater, der

als Wehrmichtsangehöriger an der Westfront im Einsatz war und dort auch Ende Oktober 1944 fiel. Wegen mangelnder Hygiene und der Übernachtungen in Ställen und Scheunen endete der (Todes)marsch am 25. März 1945 im Lager Rummelsburg. Hier verrichteten wir Reinigungs- und Aufräumarbeiten bei halbwegs geordneten Verhältnissen. Ich hatte mir einen Durchfall eingehandelt und kam am 27. März in die dortige Krankenstube. Am 5. April ging es per Eisenbahnwaggons weiter nach Thorn an der Weichsel, wo wir drei Tage später ankamen. Dieses sehr große Gefangenenlager hatte ein eigenes Lazarett, in das ich noch für wenige Tage kam. Anschließend musste ich Aufräum- und Reinigungsarbeiten und Hilfsdienste erledigen. Ekelig war das Wegbringen der teilweise voll Maden befindlichen Gipsverbände der Verwundeten oder Amputierten. Bald wurde ich auch für Außenarbeiten eingesetzt mit Heranschleppen von Baumstämmen ins Lager, zerkleinern und Feuerholz anfertigen. Im Lager traf ich auch meinen Heimatfriseur Walter Knopf, ebenfalls aus der Friedrichstraße in Lüdenscheid. Wir vereinbarten, dass der eine die Familie des anderen in der Heimat über dieses Treffen und den Zeitpunkt informiert. So kam Walter Knopf krankheitsbedingt ein Jahr später nach Hause und hat meine Mutter informiert. Das war für meine Mutter nach einhalb Jahr Ungewissheit über meinen Verbleib die erste Nachricht.

Zum Ende der 1. Dekade Mai 1945 riefen uns Zivilisten vom Straßenrand in Thorn zu, dass "Hitler kaputt" und der Krieg zu Ende ist. Später wurden wir beim Appell im Lager von der Leitung auch offiziell unterrichtet. Frühere Totalrasuren an allen behaarten Körperstellen und häufige Entlausungen sowie gründliche Waschungen hatten inzwischen dazu geführt, dass wir so gut wie frei waren von Läusen. Da auch die Behandlung der Gefangenen durch Offizielle und Wachmannschaften fair und die Lebensmittelversorgung erträglich war, empfanden wir den Aufenthalt angemessen und hofften auf baldige Entlassung.

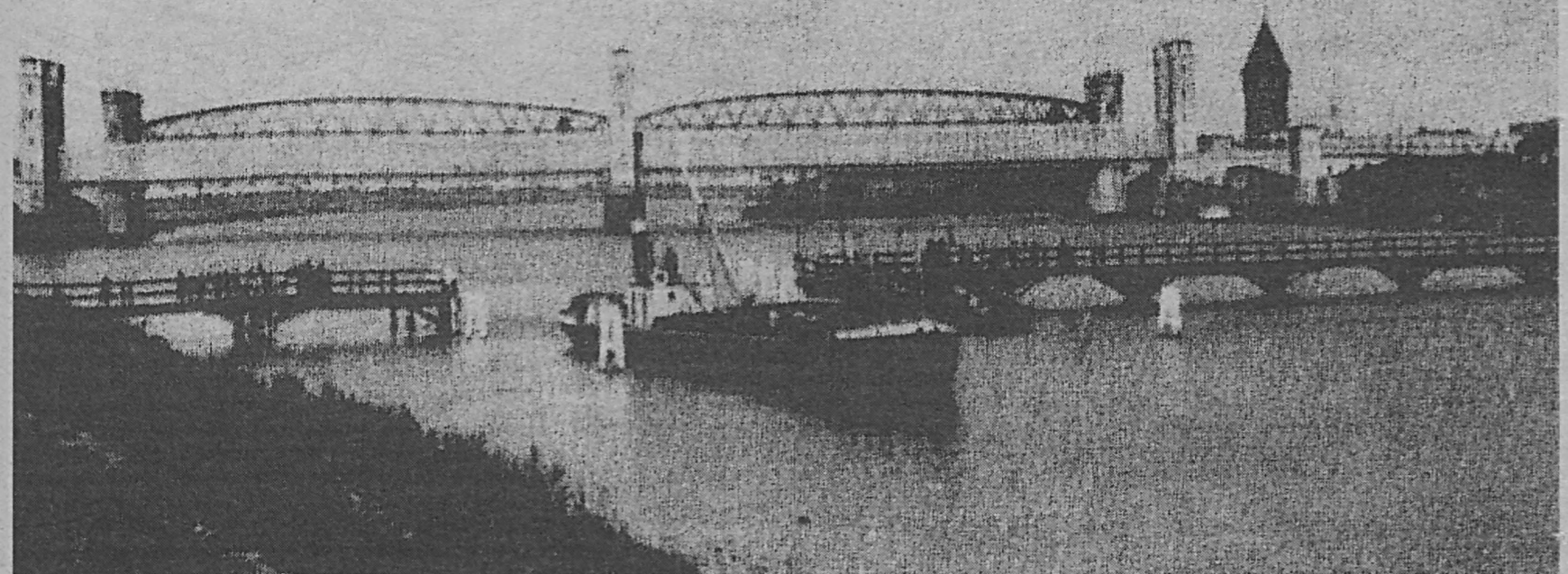
Jedoch nach einem Vierteljahr Aufenthalt marschierten wir drei Tage bis Graudenz. Dort kamen wir am 6. Juli 1945 an. In diesem und in einem weiteren Lager in Graudenz blieben wir ca. zwei Wochen und wurden zur Trümmerbeseitigung und für andere Aufräumarbeiten eingesetzt. Es schlossen sich zwei Wochen Ernteeinsätze an. Unser großer Arbeitstrupp ging nach Groß-Trommnau. Dort übernachteten wir auf einem Gutshof und arbeiteten auf den Feldern. Arbeitszeit täglich von 6.00 bis 12.00 Uhr und von 13.00 bis 22.00 Uhr. Unser

- Der Einsatzbereich der Luftwaffenhelfer -



Das Gebiet
der Freien Stadt Danzig

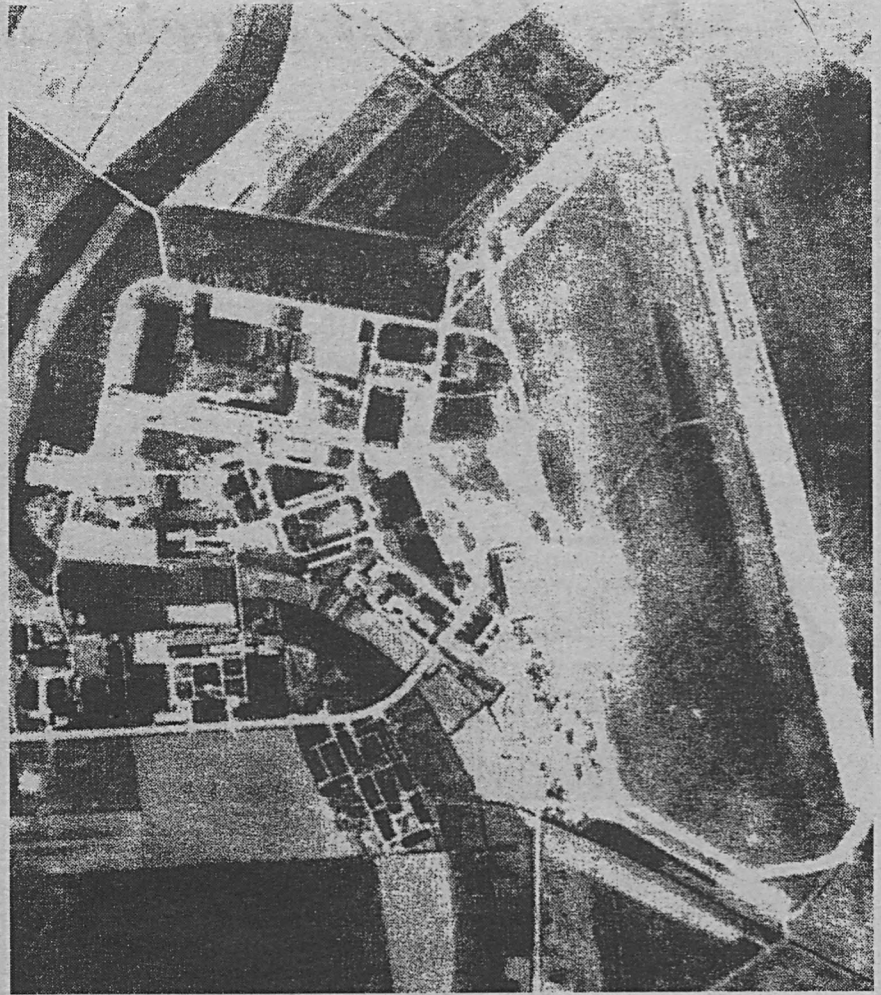
Das Gebiet der freien Stadt Danzig. Rechts unten : Marienburg an der Nogat.



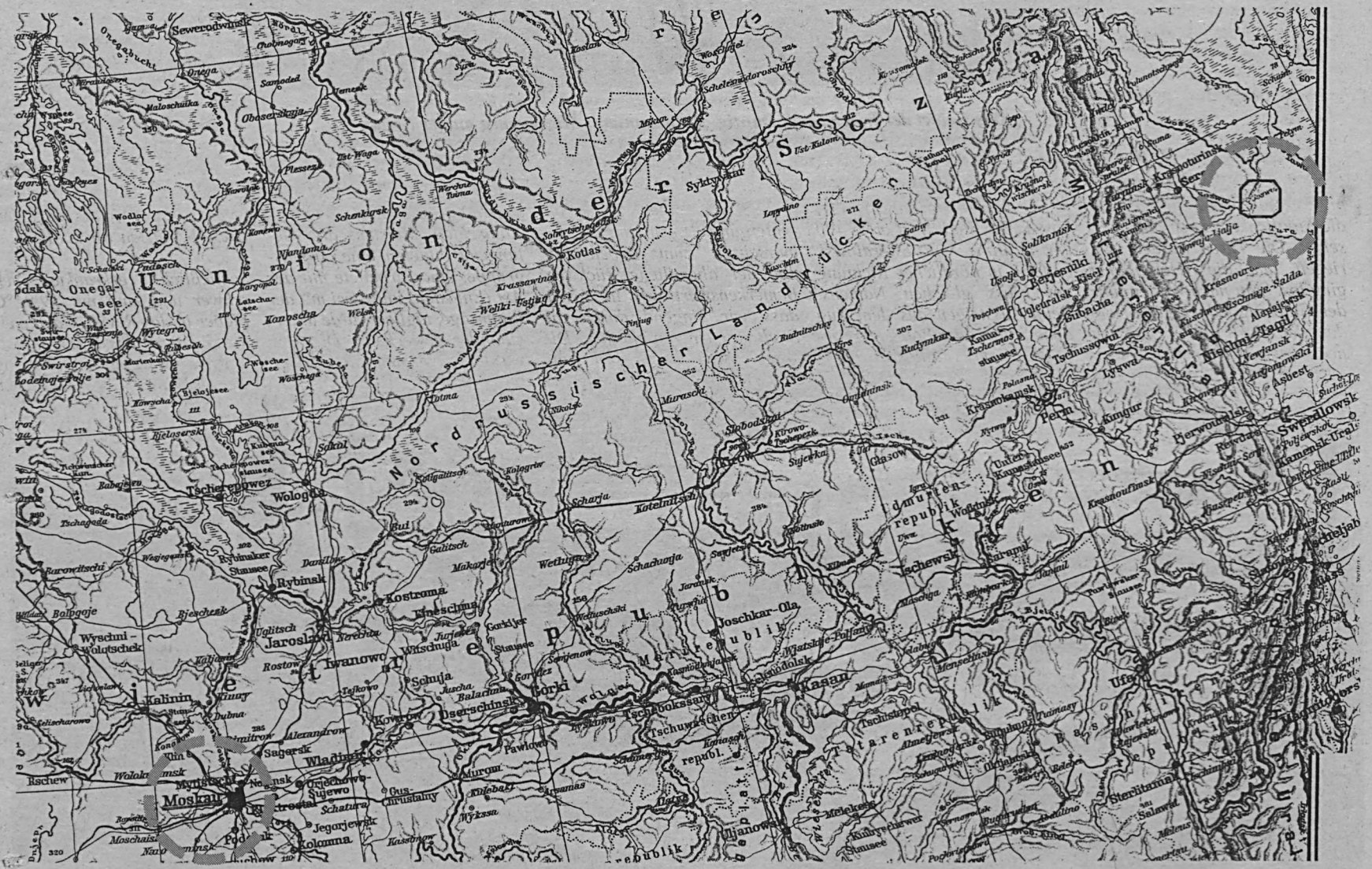
Zu schützende Objekte sind die Brücken über die Nogat.



Frontverlauf um Stettin. Abzug der deutschen Truppen am 25./26. April 1945. Stettin wird offene Stadt.



Luftbild Focke Wulf Flugzeugwerk in Königsdorf.



Ein kurzer Maßstabsvergleich von Moskau bis nach Soswa, (nahe Swerdlowsk, Gefangenschaft des deutschen Soldaten Karl Kanngießer).

Trupp musste ein riesengroßes Getreidefeld mit der Sense mähen, zu Garben binden und aufstellen. Wir hatten nur einen Wetzstein für mehrere Mäher zur Verfügung. Am Anfang einer langen Schwarte benutzten wir ihn zum Schärfen der Sense und steckten ihn dann in die Erde für den nächsten Mäher. Natürlich war ich total ungeübt beim Mähen, stach anfangs oft in die Erde, und die Sense war stumpf. Ich musste aber die Schwarte zu Ende bringen. Es war eine sehr quälende Arbeit. Später hatte ich mich etwas eingearbeitet. Trotzdem und bei 15 Stunden Arbeitszeit war ich abends todmüde und die Nachtruhe war zu kurz.

Für weitere sechs Wochen ging es zurück nach Graudenz. Wegen einer Erkrankung kam ich hiervon eine Woche ins Lazarett und anschließend zum Arbeitseinsatz. Aus einem ehemaligen Wehrmachtsept mussten wir Lebensmittel für die Lagerküche und sonstige brauchbare Utensilien beschaffen, Aufräumarbeiten und Hilfsdienste durchführen. - Das Leben empfand ich halbwegs erträglich. Immer wieder kursierten (Latrin-)Gerüchte, die von einer bevorstehenden Entlassung aus der Gefangenschaft sprachen. Am 9. September 1945 war der Zeitpunkt angeblich gekommen. Wir wurden in bereitstehende Güterwaggons verladen. Rechts und links neben den Schiebetüren befanden sich in halber Höhe bis zu beiden Stirnseiten Pritschen. Unten und oben nahmen wir dicht gedrängt Platz. Ich konnte oben in der Nähe der mit Stacheldraht vergitterten Lüftungsklappe einen Liegeplatz ergattern. Damit hatte ich die Möglichkeit, nach außen zu sehen. Die Türen wurden verriegelt und die (Heim)Fahrt ging los. Statt nach Westen fuhr der Güterzug jedoch nach Norden. Jetzt hieß es, "wir müssen noch zum Ernteeinsatz nach Ostpreußen". So kamen wir drei Tage später in Insterburg an. Hier hielt der Zug irgendwo im Güterbahnhof. Die dem Einstieg gegenüberliegende Rolltür wurde geöffnet. Auf dem Nebengleis stand ein ähnlicher und mit Gittern versehener Güterzug. Unter strengster Bewachung mussten wir hier aus- und in den anderen Zug einsteigen. Es handelte sich um Breitspurwaggons! Jetzt wussten wir wohin es geht - in die Sowjetunion.

Noch am selben Tag, dem 12. September 1945, begann die Fahrt und endete für uns am 27. September 1945 östlich vom Ural in Sosva. Ich hatte auf der oberen Pritsche wieder einen Lukenplatz erwischt und damit gute Fernsichtmöglichkeiten. Wir fuhren Tag und Nacht und hielten nur zum Lockwechsel oder Wasser tanken bzw. Heizmaterial bunkern. Bei Holzverbrennung mussten wir den Bedarf an Holzscheiten heran-

schaffen und stapeln. Für uns selbst bestand die Verpflegung nur aus getrocknetem steinharten Brot und Wasser. Die hygienischen Verhältnisse in den Waggons waren furchtbar. Zur Verrichtung der Geschäfte benutzten wir Löcher im Waggonboden, für diesen Zweck extra angelegt. Vielleicht einen halben Meter daneben lag bereits der erste Gefangene. Wegen der Fülle im Wagen blieb ihm keine andere Wahl. Waschgelegenheit hatten wir nicht. Es muss furchtbar gestunken haben.

Die Fahrt ging über Moskau, Kasan und Swerdlowsk. Bei der Ankunft in Moskau trauten wir unseren Ohren nicht. An hohen Lichtmasten waren auch Lautsprecher angebracht, aus denen uns das Lied "Lilie Marleen" von Lale Anderson gesungen, entgegen schallte. Sicher nicht nur zu unserer Begrüßung. Mangels ausreichender Versorgung mit Radios dienten solche Lautsprecher auf öffentlichen Plätzen, Bahnhöfen usw. auch dazu, die Bevölkerung mit Nachrichten und Propaganda zu berieseln. In Moskau hatten wir etwa einen Tag Aufenthalt und wurden von einem Güterbahnhof zum anderen rangiert. Durch die großen Weiten fuhren wir Richtung Ural. Ab und zu sah man in der Ferne eine Kolchose oder ein Dorf. Sie unterstrichen nur die Größe des riesigen Landes. Bei Kasan überquerten wir die Wolga, ein gewaltiger Strom. Zu unserer Überraschung wurde unser Zug mit einer elektrischen Lokomotive durch den Ural und bis nach Swerdlowsk gezogen. Von dort aus ging es über eine eingleisige Strecke, per Dampflokomotive zum vorläufigen Ziel Sosva. Die Stadt liegt etwa 400 km Luftlinie von Swerdlowsk entfernt in nördlicher Richtung am Fluss gleichen Namens. Beim Aussteigen aus dem Zug ohne Stufen oder Bahnsteig versagten unsere kraftilos gewordenen Beine den Dienst. So schleppten wir uns zum ersten und Hauptlager Nr. 231.

Dieses Lager, wie auch spätere andere Lager, waren alle nach dem gleichen System ausgestattet: Große flache Baracken mit einem Mittelgang und zwei Ausgängen. Dazwischen eine untere und eine obere Pritschenreihe mit einer leichten Steigung zum Kopfende hin. Je nach Größe der Baracke befand sich im Mittelgang ein bzw. ein weiterer Holzofen zum Heizen. Das benötigte Feuerholz brachten wir jeweils abends von der Arbeitsstelle mit. In der Mitte des Lagers stand eine Latrinobaracke mit einer entsprechend großen Grube, abgedeckt durch Balken und Bretter. Eine weitere Baracke stand der Lagerküche zur Verfügung mit angrenzendem Speiseraum für uns. Beim normalen Verlauf erhielten wir morgens, mittags und abends Suppe aus einer Blechschüssel und mittags einen Ka-

sch (Brot) dazu sowie jeweils ein Stück Pappbrot, Größe und Gewicht je nach Arbeitsleistung. Oft mussten wir am Speiseraumgang einen Becher bitteren (Fichtennadel?) Tee zur Vitaminversorgung trinken. Die Suppen und der Kascha hatten als Grundlage entweder Mais, Hirse, Buchweizen oder nur Mehl, selten auch etwas anderes. Oft gab es die vorgenannte eine oder andere Art ununterbrochen für einige Wochen, bis eine neue Lieferung eintraf.

Eine weitere Baracke, Sauna genannt, diente uns zu Morgen- und Abendwäsche, alle paar Wochen zum Duschen im Verbund mit einer Entlausung. Letztgenanntes lief so ab: Im Vorraum total entkleiden, die Kleidungsstücke auf einen Eisenring stecken, der für die Duschkammer in einen sehr heißen Trockenofen kam. Danach kamen alle Ringe in einen dritten Raum und auf einen großen Haufen. Für das Duschen bekamen wir ein kleines extra Stück Seife und zogen uns im dritten Raum wieder an. Zur besseren Bewachung waren alle Lager mit einer Umzäunung aus Stacheldraht oder Brettern und mit Wachtürmen versehen.

Zum System gehörte auch, dass wir in keinem Lager länger als ein Vierteljahr bleiben durften, um zu verhindern, mit der Zivilbevölkerung Kontakt zu bekommen. Entsprechend oft wurden wir von einem Lager in ein anderes verlegt. Im Bezirk Sosva zum Beispiel nach Lobanov, Koschay und Monatstyrka.

In diesem Bezirk und im Winterhalbjahr ging die tägliche Arbeitszeit von Sonnenaufgang bis -untergang. Hinzu kam die Anmarschzeit zum Arbeitsplatz und der abendliche Rückweg. Bemerkenswert war in Sosva, dass wir singend durch die Stadt marschieren mussten. Die Wachtposten waren stolz und honorierten es durch kleine Gefälligkeiten mit lascher Bewachung, Abgabe von Feuer für Raucher von Machorka-Zigaretten. So müde wie wir auf dem Heimweg auch waren, beim Gesang haben wir uns angestrengt und natürlich Nichtnazilieder gesungen.

Gearbeitet wurde draußen bis zu Minustemperaturen von 35 bis 40 Grad Celsius, auch wenn es morgens kälter war und wir zunächst arbeitsfrei hatten, gingen wir dann mittags noch zur Arbeitsstelle. Grausam waren auch Außenarbeiten bei Temperaturen von ca. -20 °C bis -25 °C und eisigem Sturm. Kleidungsmäßig waren wir wie die Einheimischen ausreichend versorgt und von denen kaum zu unterscheiden. Lediglich ein großes "WP" war auf dem Ärmel gedruckt und wies uns als Wojennoplennyje (Kriegsgefangene) aus. Die Winterkleidung bestand aus einer Fellweste, einem Watteanzug (Hose und

Jacke), einem Schaffsfell-Mantel (Wolle nach innen, Leder nach außen zu tragen), einer Pelzmütze, Fellhandschuhen und Filzstiefeln ohne Ledereinfassung oder Lederlaufsohle. In der ersten Monatshälfte Oktober erhielten wir diese Wintersachen im Austausch gegen unsere Sommerkleidung (Uniform ohne Rangabzeichen oder Orden). Rücktausch wieder im Frühjahr.

Unsere/meine Arbeit im Gebiet Sosva bestand aus Tätigkeiten in einem riesengroßen Sägewerk, das selbst Balken, Bretter, Latten bis hin zum fertigen Lkw-Aufbau herstellte. Das stadtteilgroße Sägewerk war umgeben mit einem Bretterzaun! (welch eine Verschwendung) Die Baumstämme befanden sich frei treibend im Fluss Sosva und kamen natürlich vom Oberlauf. Dort war ich später auch eine Zeit und mit Holzfällerarbeiten beschäftigt. Eine Sperre im Fluss hielt hier die Stämme auf, wir bugsierten sie auf ein Transportband, an einer Kontrollstelle wurden die Bäume gekennzeichnet nach Güte, Durchmesser und damit Verwendungszweck. Wir kippten sie aus der Transportvorrichtung auf den entsprechenden Stapel und schafften sie dort weiter. Ansonsten machten wir Arbeiten an der Kreissäge, Handsäge, Holzspalten usw.

Die Holzfällerarbeiten führten wir in dieser Gegend und später auch im Süden nach dem gleichen Schema durch. In einem zum Fällen vorgesehenen Gebiet wurden einzelne Bäume von Forstleuten gekennzeichnet und blieben als Samenlieferant stehen. Ansonsten erfolgte Kahlschlag. Meistens drei Gefangene bildeten eine Arbeitsgruppe, einer arbeitete mit der Axt (Entästen) und zwei mit der Baumsäge, täglich wurde untereinander gewechselt. Die Äste wurden verbrannt und die Bäume gestapelt. Abends wurden die Stämme am dünnen Ende auf Durchmesser gemessen und in Verbindung mit der Länge die Festmeter ermittelt. Unser Soll betrug drei Meter pro Person und war fast nie zu erreichen, auch weil der Durchmesser nur am dünnen Ende gemessen wurde.

Da die Äste und Sägen nicht von bester Qualität waren, musste ein anwesender Schlosser die Geräte nachschärfen oder schränken. Das Verbrennen der Äste war einerseits angenehm, da das Feuer zum Verweilen und Aufwärmen verlockte, andererseits gefährlich war, weil der Schnee auf den Filzstiefeln taute, nach innen drang, bei der großen Kälte sofort gefror und Erfrierungen der Füße zur Folge hatte. Also, die Filzstiefel vorher mit Reisig vom Schnee befreien. Da die vielen kleinen Arbeitsgruppen in dem großen Waldgebiet schlecht zu überwachen

sind, hielten sich die Wachtposten häufig an einem größeren Feuer auf, das nicht ausgehen durfte, redeten oder tranken zusammen bzw. schliefen. Zum Feierabend haben wir sie geweckt, damit sie uns zurück ins Lager bringen. Fluchtmöglichkeiten hatten wir somit, aber wohin? Keine Sprachkenntnisse oder Orientierungshilfen, Kontakt mit der Zivilbevölkerung streng verboten (für beide Seiten), überall Spitzel. Der eine oder andere Fluchtversuch ist jeweils gescheitert. Beim Appell im Lager wurden wir über den missglückten Versuch unterrichtet und über die Verbannung in ein Straflager.

Nach Verlegung in das bereits erwähnte Waldlager flussaufwärts Anfang Januar 1946 und Arbeiten im Wald wurde Mitte des Monats ein Schuhmacher gesucht. Als angeblicher Lehrling in diesem Beruf meldete ich mich mit meinen 17 Jahren und arbeitete fortan mit einigen Unterbrechungen etwa zwei Monate in der Werkstatt. Die Arbeit bestand im Reparieren der Filzstiefel durch Anbringen von Flickern aus Filz durch Nähen per Hand mit Pechdraht. Die Vorkenntnisse hatte ich durch Zusehen bei meinem Vater oder dem Gesellen in der eigenen Werkstatt in der Friedrichstraße/Lüdenscheid erlangt. Für hier reichte es und ich arbeitete in einer warmen Stube, wenn auch oft 15 Stunden ohne Unterbrechung. Das zum Einwachsen der Fäden benötigte Pech stellten echte Schuhmacher selbst her. Gewisse Schichten von der Birkenrinde wurden mit irgendeiner Zugabe vermischt, gekocht und zu einer zähen Masse gemacht. Diese benutzten wir als Pech.

Schließlich erkrankte ich schwer und kam mit 39,9 °C Fieber in das Revier. Nach meinem heutigen Wissensstand hatte ich wohl Hepatitis A. Ich lag viel im Delirium, wurde aber zu den Essenszeiten wach, aß meine Portion auf und auch nach Möglichkeit einen Nachschlag. Mein Wille zu überleben war ungebrochen und groß. An meinem 18. Geburtstag erhielt ich eine Sonderportion Essen und wurde am selben Tag in das Leichtkrankenhauslazarett im Hauptlager am Fluss verlegt. Auch hier erhielt ich eine Extraration. Am 15. Mai 1946 als gesund beurteilt und für Arbeiten am Fluss eingesetzt. Die Sosva war um 8 m angestiegen und hatte die in Ufernähe gestapelten großen Mengen Baumstämme freigesetzt und weit verstreut auf die Wiesen geschwemmt. Wir mussten diese mit kleinen Flößen heranholen und verankern. Manch einer von uns fiel ins eiskalte Wasser und erhielt trockene Kleidung. Wir bauten auch Flöße, nahmen Birkenstämme in die Mitte, die sonst wegen der größeren spezifi-

schen Schwere nicht schwimmfähig waren. Bei Bedarf und passender Gelegenheit trieben die Flöße kontrolliert die Sosva abwärts bis zum geschilderten Sägewerk.

Den winterlichen Transport der Baumstämme vom Wald bis zum Fluss führten Wolgadeutsche durch, die in diese Gegend zwangsevakuiert worden waren. Unterhaltung mit ihnen war verboten. Trotzdem kam es zu kurzen Gesprächen und wir erfuhren von einigen Schicksalen. Zum Holztransport wurden entsprechende Langschlitten benutzt, gezogen von zwei Pferden mit angespitzten Stollenhufeisen, die eine bessere Bodenhaftung gewährleisteten. Die leicht abschüssige Eisbahn zum Fluss litt unter der schweren Belastung sehr und wurde nachts neu vereist. Indirekt war auch ich hieran beteiligt worden. In die sicher einen Meter dicke Eisdecke auf der Sosva wurde ein passendes Loch gebrochen und Wasser eimerweise hochgezogen, von Mann zu Mann weitergereicht und in einen Tankschlitten entleert. Der Schlitten fuhr dann den Weg hoch zum Holzlagerplatz und versprühte das Wasser auf der Bahn, ähnlich wie beim Jauchefahren. Für uns am Fluss war das eine der härtesten Arbeiten. Bitterkalt, eisiger Wind, überschwappendes Wasser auf die Filzstiefel führte zur Durchnässung. Den folgenden Tag hatten wir dafür arbeitsfrei.

Neben dieser nicht alltäglichen Arbeit gab es auch andere Sonderbeschäftigungen, wie die Latrinengruben entleeren. Diese Arbeit habe ich ein einziges Mal verrichten müssen, das ausgerechnet am Neujahrstag, 1. Januar 1946. Mit Spitzhacke und Schaufel bewaffnet ging es in die Grube, braunes Eis loshacken und hoch auf den Rand werfen. Von dort kam es in einen Kastenschlitten und wurde zum Feld gefahren und dort verteilt. Nach Tauwetter war das Feld gedüngt. Nach Beendigung der Grubenarbeit musste sorgfältig jeder Eissplitter von den Stiefeln entfernt werden, sonst hätten wir in der Baracke nasse Füße bekommen und einen Gestank verbreitet.

Alle vier bis sechs Wochen fanden ärztliche Untersuchungen statt mit Einstufung in eine von vier Kategorien. Gruppe 1 und 2 bedeutete geeignet für alle Arbeiten. Nr. 3 geeignet für leichte Arbeiten und ok krank. Die Untersuchung nahm eine Kommission vor aus deutschem und russischem Arzt, Politoffizier, dem Lagerkommandanten und noch dem einen oder anderen Offiziellen. Das Untersuchen bestand fast nur aus Begutachtung des Aussehens, selten wurden wir angefasst. Die persönliche Karteikarte kam auf den Haufen der entsprechenden Ka-

tegorie. Der folgende Gefangene sah das oft und konnte dem Vorgänger später das Ergebnis sagen.

Am 19. Mai 1946 konnte ich meine erste Rote-Kreuz-Karte schreiben und damit meiner Mutter eine erste und persönliche Nachricht geben. Die Karte durfte nur allgemeine Angaben enthalten und war wenigstens ein Lebenszeichen von mir.

Inzwischen wurden immer mehr Gefangene aus den Lagern abgezogen und verlegt. Ende Juni 1946 war auch ich dabei. Per Waggon ging es über Koschay und Monastyrka sechs Tage lang südwärts bis in die Nähe von Swerdlowsk. Unterwegs gab es wiederholt Aufenthalte, weil unsere Lokomotive für andere Rangierarbeiten eingesetzt wurde. Am 5. Juli 1946 hatten wir unser Ziel erreicht. Es war Hauptlager Nr. 313/I., es war sehr groß und machte einen gepflegten Eindruck. Von hier kamen wir gleich in ein Waldlager und wurden für Holzfällerarbeiten eingesetzt. Diese liefen wie überall nach den gleichen Richtlinien und Normen ab. Deshalb möchte ich sie nicht wiederholen. Nach sechs Wochen kam ich zurück ins Hauptlager und von dort beim Eisenbahnbau zum Einsatz. Es war körperlich harte Arbeit. Sie ging bis an die Grenze der Belastbarkeit.

Auf vorbereitetem Untergrund wurde Schotter verteilt, Holzschwellen und Gleise herangebracht, verlegt und vernagelt. Beim Stopp- und Verfestigungsvorgang von Schotter und Schwellen hatten wir durch weniger korrekte Arbeit ein Übersoll an Leistung geschafft. - Bei 130 bis 140 % Soll erhielt ich zum Beispiel am 29. September 1946 an Bargeld 80 Rubel ausgezahlt. Gegen ein Trinkgeld beschaffte ein Wachtposten uns dafür Brot oder Tabak. Ich habe mir Essbares besorgen lassen. Auf offenen Rungenwagen und von einer kleinen Diesellokomotive (Draisine genannt) gezogen fuhren wir abends zurück in den Ort und ins Lager, morgens entsprechend wieder hinaus. Wir kamen an Hafer- und Kartoffelfeldern vorbei. Letztgenannte verlockten zur illegalen Ernte. Mit Wissen des Postens machten sich unser Dolmetscher und ein Helfer auf den Weg und kamen nach Stunden mit gefüllten Kartoffelsäcken zurück. Einen Eimer voll erhielt die Wache und den Rest unser Koch für uns. - Jetzt und Ende September 1946 gab es den ersten Schneefall, der wieder wegteaute. Arbeiter der Kolchose ernteten jetzt den nassen Hafer, brachten ihn weg zum Verfüttern an das Vieh, statt Gras oder Heu.

Unsere Bahnbauarbeiten gingen weiter bis in den Dezember hinein und endeten wegen der Schneefälle und Tiefsttemperaturen. So zum Beispiel -35 °C

am 20. November 1946, -40 °C am 9. Dezember und -51 °C am 16. Dezember 1946.

Es folgten wieder Holzfällerarbeiten bis in das Frühjahr 1947 hinein. Zur jeweiligen An- und Rückfahrt bzw. zum Abtransport der Baumstämme wurde die neu angelegte Bahnstrecke benutzt.

Im September und Dezember 1946 konnte ich meine zweite und dritte Rote-Kreuz-Karte in die Heimat schicken und habe von dort auch die anhängenden Antwortkarten erhalten. Es waren Lebenszeichen, die bei mir persönlich mit meinen 18 Jahren starkes Heimweh wachriefen.

Ein besonderes Ereignis in unserem Hauptlager war ein Freiluftkonzert bei schönem Wetter. Die Musiker und auch die Laienspieler waren Kriegsgefangene. Die Ausstattung und Musikinstrumente gehörten dem Lager und sind von den Beträgen bezahlt worden, die man von uns vor Barauszahlung einbehalten hatte. Die Honoratioren der Stadt, des Lagers, der Partei waren mit Frauen anwesend und in Gala erschienen. Denen und uns hat es gut gefallen. An das eine oder andere Musikstück kann ich mich heute noch erinnern, wenn ich es bei irgendeiner Gelegenheit höre.

Es folgte ein weiteres Weihnachtsfest und ein harter Winter mit Arbeiten im Wald, Wegebau, Ziegelei, Entladung von Kohlen aus einem Großwaggon.

Die Verpflegung war unverändert dürftig und reichte gerade zum Überleben. Ansonsten ging auch das Leben im Neben- wie im Hauptlager seinen gewohnten Gang. Essenzeiten, Kommissionsbesuche mit Arbeitsgruppeneinteilung, Saunaaufenthalte mit Entlausungen liefen in der schon geschilderten Art und Weise ab.

Im Frühjahr 1947 machte sich in meiner rechten Hand eine Entzündung bemerkbar. Vom Lagerarzt erhielt ich zunächst Ichtjol-Verbände. Eiter sammelte sich im kleinen Finger, der durch zwei Einschnitte ohne Betäubung in Abständen geöffnet wurde. Eine weitere Eiterbildung trat im Kopfbereich auf. Viele andere Kollegen im Lager bekamen oder hatten ebenfalls Eiterwunden. Es war wie eine Seuche. Wie ich heute und schon seit vielen Jahren weiß, lag wohl folgende Ursache vor: In der Gegend von Swerdlowsk befand sich eine Kupferhütte mit dem (angeblich) höchsten Schornstein von Sibirien. Aus dem trat weithin sichtbar gelber Giftqualm aus. Bei entsprechendem Wetter setzte sich der Dreck auf Wald, Feld und Wasser ab. Letzteres tranken wir natürlich bei Außenarbeiten und vergifteten so unsere Organe. Deshalb auch hatte ich nach der Gefangenschaft über Jahr-

zehnte schwere Allergien.

In den sechs Wochen meiner Arbeitsunfähigkeit machte ich leichte Lagerarbeit oder musste mit anderen Kollegen im Ort selbst aus Gärten usw. Brennnesseln sammeln und im Lager abliefern. Im Küchennebenraum entfernten wir die Blätter von den Stengeln. Die Blätter wurden mit im Essen verarbeitet und dienten als Vitaminspender.

Nachdem unser deutscher Lagerarzt ein beantragtes Betäubungsmittel für mich erhalten hatte, holte mich ein Sanitäter ab für die notwendige kleine Operation mit Betäubung. Dieses geschah mittags am 2. Juli 1947. Am selben Abend kam die Entlausungskommission und suchte etwa 50 Mitgefangene zum Heimtransport aus. Auch ich war bei diesen Auserwählten.

Die Vorbereitungen liefen an. Wir erhielten im Austausch von den Zurückbleibenden die besser erhaltenen Uniformen und Schuhe, verladen Heizmaterial für die Zugküche sowie Lebensmittel für unterwegs zu unserer Versorgung. Selbst stiegen wir am 5. Juli 1947 zu und warteten noch eine Woche lang auf drei weitere Transporte, die unserem Zug angehängt wurden. Dann endlich ging es los, die Türen blieben offen und die Luken unvergittert. Der Zug fuhr Tag und Nacht und machte nur Halt zum Lokwechsel, zur Wasser- oder Brennstoffübernahme. Anlässlich dieser Aufenthalte konnten wir in der vorher bestimmten Reihenfolge unser Essen vom Küchenwagen abholen und neues Wasser hinbringen. Acht Tage dauerte die Fahrt durch das riesengroße Russland, eine weitere Woche durch das relativ kleine Polen und zwei Wochen durch Deutschland. Nach Erreichen von Frankfurt an der Oder kamen wir in Lager von Gronefeld, Erfurt, Heiligenstadt, Friedland, Munsterlager und Münster in Westfalen. Von dort mit einem Personenzug nach Lüdenscheid. Hier kam ich am 17. August 1947 an. In all diesen Lagern wurden wir registriert, entlastet und nach Verschollenen befragt. Eine Odyssee war für mich zu Ende.



Ende Februar 2002
Karl Kanngießer

P. S.

Von verschiedenen Kameraden brachte ich Heimataadressen mit. Die Angehörigen habe ich informiert und von zweien auch Antwort erhalten. Insgesamt gab ich Nachricht an

Frau Toni Henkel,
Dahle bei Altena
Fritz Werkshagen,
Wermecke Post Augustental
Franz Rademacher
bei Familie Faßbender, Bonn
Willi Pakirius,
Luisental 6, Lüdenscheid
Karl Vedder,
Winkhauser Str. 18, Lüdenscheid
Gerhard Rehbein,
Oeseufer, Menden in Westfalen
Fritz Rosendahl,
Arnoldstraße 6 c, Datteln
Studienrat Dr. Heinz Röttger,
Johanniterstraße 10,
Gelsenkirchen

Wege und Umwege bis zur Heimkehr



Bericht von
Karl-Heinz Lustig,
früher Recklinghausen

Einberufungsbefehl:

1 August 1944, Belecke, Warstein-Suttrop, Lippstadt, Dirschau/Westpreußen

Der Gestellungsort war der Flakschießplatz Suttrop bei Warstein. Erster Sammelpunkt war der Bahnhof Belecke. Zwei bis drei Tage später wurden wir in der Flakkaserne Lippstadt eingekleidet. Dann erfolgte die Verlegung mit der Eisenbahn über Berlin-Küstrin nach Dirschau.

Lissau bei Dirschau war unser Einsatzort am Ostufer der Weichsel. Unsere Unterkunft war eine große Halle, die zu einer Gaststätte gehörte, die unterhalb des Eisenbahnkammes lag. Über eine lange Treppe erreichte man den hohen Eisenbahndamm, auf dem drei Vierlingsgeschütze standen. An diesen Geschützen wurden wir ausgebildet. Weiterer Arbeitseinsatz bestand darin, verbrannte Bohlen, Reste der 1939 zerstörten Weichselbrücken wegzuräumen. Warm- und Kaltverpflegung mussten wir in Dirschau holen und über den Fußgängersteg der Brücke heranschaffen. Mitte September wurden wir zum Flugplatz nach Königsdorf,

zwischen Marienburg und Elbing, verlegt. Einige Wochen später erfolgte die Verlegung nach Marienburg. Ich gehörte zu einem Flakzug, der am Bahnhof Marienburg lag.

Karabinerschießen hatten wir im Gelände der Marienburg an der Nogat. Die Küche befand sich in Kalthof; oft wurden wir zum Küchendienst abkommandiert.

Ende Oktober bis Januar 1945

Eines Morgens im November erfuhren wir von dem schrecklichen Unfall unseres Kameraden Luftwaffenhelfer Ernst Otto Blum aus Lüdenscheid und eines Soldaten. In der Nacht, während der Wache auf dem Bahndamm, wurden beide von einem Eisenbahnzug überfahren. Sie waren sofort tot. Mit militärischen Ehren wurden sie auf einem Friedhof in Marienburg beigesetzt.

Im Dezember gab es sehr viel Schnee mit starkem Frost. Als 16-jähriger Luftwaffenhelfer verbrachte ich inmitten meiner Kameraden erstmalig das Weihnachtsfest in der Fremde. Bei der Silvesterfeier 1944/45 waren meine Gedanken bei den Lieben in der Heimat.

Von der Zivilbevölkerung Westpreußens, die sich nun zur Flucht anschickte, erfuhren wir, dass die russische Armee Ostpreußen angegriffen hatte und in weiteren Angriffen Westpreußen und Pommern bedrohte.

Wir bekamen den Befehl von unseren Offizieren, uns in die Flakstellung zu begeben. Dort erwartete uns ein Offizier von der Flakabteilung. Er berichtete über die schwierige Lage, in der wir uns befanden. Es wurde über einen völlig neuen Einsatzplan gesprochen. Die Vierlingsflakgeschütze sollten von den Luftwaffen Helfern im Bodeneinsatz zusammen mit Panzerfaustsätzen gegen die übermächtigen, russischen Panzer aufgeföhren werden. Einige Luftwaffenhelfer sollten in den Scheinwerferstellungen zum Einsatz kommen. Wir Luftwaffenhelfer sollten uns nun entscheiden: Dienst im Bodeneinsatz an Panzerfaust und Vierlingsflak oder im Lufteinsatz in den Scheinwerferstellungen. Ich hatte mich für den Einsatz an den Scheinwerfern entschieden.

Es war der 26. Januar 1945. Ich war bereits einige Zeit in der Scheinwerferstellung eingesetzt. Von meinen Kameraden in der Vierlingsflakstellung habe ich nichts mehr gehört. Die Nächte beim Alarm waren für uns in der Scheinwerferstellung nicht angenehm. Ständig wurden wir von russischen Bombern bedroht.

Unsere Aufgabe bestand darin, die russischen Bomber und Jagdflugzeuge im Lichtkegel

unserer Scheinwerfer einzufangen, damit unsere Flakgeschütze diese abschießen konnten. Die Bomber zielten sodann auf unsere Scheinwerferstellung, und Jagdflugzeuge stürzten mit starkem MG-Feuer auf uns hernieder; suchten unsere Scheinwerfer mit Besatzung unschädlich zu machen.

Es war nun Ende Januar 1945. Fähnriche, also Offiziersanwärter, waren unsere Vorgesetzten in der Scheinwerferstellung. Es verging kein Tag und kaum eine Nacht, an dem wir nicht von russischen Kampfflugzeugen angegriffen wurden. Es war ein Fest, wenn wir eine Nacht ohne Alarm schlafen konnten.

Die russische Front rückte immer näher; Flüchtlingstrecken zogen an uns vorbei, und versprengte Frontsoldaten berichteten, dass den russischen Armeen der Durchbruch an der Weichselfront gelungen wäre, also sich im Anmarsch auf Westpreußen befänden.

Wir hörten von weitem Kanonendonner, der immer näher zu uns herüberhallte. Die Offiziersanwärter befahlen den Rückzug aus den Scheinwerferstellungen, die Scheinwerfer wurden gesprengt. Es war geplant, uns in Stettin an der Oder in einem Auffanglager zu melden.

Der Rückzug gen Westen begann. Lkw fuhren heran, warme Decken und Verpflegung wurden verteilt, wir bestiegen die Lkw und eine sehr lange Fahrt begann.

Die Straßen waren zum Teil zugeschnitten. Es war unerbitterlich kalt. Ohne Schneeketten an den Rädern gab es nur ein zähes Vorwärtskommen. Die Flüchtlingstrecken, der eisige Winter 1945 und die Rückführung versprengter Soldaten erschwerten unser Fortkommen.

Die neue Verteidigungslinie an der Oder sollte so schnell wie möglich errichtet werden, um den russischen Vormarsch zu stoppen und die Verteidigung zu festigen. Es war Ende Februar, Anfang März als wir im Auffanglager Stettin ankamen. Die Fähnriche wurden sofort wieder an die vorderste Frontlinie zurückgeschickt. Wir Luftwaffenhelfer wurden zu einer Flakbatterie nach Stettin-Kolbitzow beordert. Wir bekamen eine Kurzausbildung zum Einsatz an den 3,7-er Flakgeschützen. Diese Einheiten hatte man mit langen Schützengraben zu den Geschützen und MG-Stellungen verbunden. Wir sollten auch im Bodenkampf eingesetzt werden. Wir Luftwaffenhelfer brachten in dringenden Fällen wichtige Meldungen durch die Schützengraben zu den Geschützführern.

Ende März, Anfang April 1945 hatten die russischen Armeen bald ganz Pommern erobert;

die Engländer und Amerikaner waren von Westen her schon in Mecklenburg eingefallen. Wir beschäftigten uns in Gedanken: Wie sollte das wohl weitergehen? Viele Kameraden unserer Einheit waren bereits verwundet, und einige Geschütze waren außer Gefecht gesetzt. Die schweren Kämpfe gegen die Russen nahmen immer mehr zu. Wir konnten den Angriffen der russischen Jagdflugzeuge und den Bombern nicht standhalten. Die Verluste von Menschen und Material waren zu groß. Die Offiziere befahlen erneut den Rückzug aus den Flakstellungen. Sehr schnell mussten wir auf die Lkw aufspringen, um Stettin-Kolbitzow zu verlassen.

Die allgemeine Flucht nach Westen begann. Der Fluchtweg ging über das restliche Pommern, das die russische Armee noch nicht besetzt hatte. In den Flüchtlingstrecken begegneten wir den deutschen Soldaten und Offizieren, die überlebt hatten. Sogar Marinesoldaten, die ihren Einsatzort in Danzig hatten, waren unterwegs, um den Russen zu entkommen. Nach einer Woche erreichten wir Mecklenburg. Die Stadt Parchim liegt in der Nähe von Schwerin. In dieser Stadt erfuhren wir, dass die Amerikaner ganz in der Nähe ihre Truppen stationiert hatten. Uns Luftwaffen Helfern gab man den guten Rat, sich den Amerikanern zu stellen. Die Soldaten und Offiziere aller Waffengattungen fuhren in Richtung Berlin, um von dort weiterzukommen. In Parchim suchten wir nach etwas Essbarem. Es dauerte nicht sehr lange, und wir hatten ein Restaurant gefunden, in dem eine Feldküche eingerichtet war.

Als der größte Hunger mit Erbsensuppe gestillt war, meldete ich mich bei der Aufnahme versprengter Soldaten, die sich in Gefangenschaft begeben wollten. Wir wollten unbedingt vermeiden, in russische Gefangenschaft zu geraten; die russische Armee war bereits im Anmarsch auf Parchim.

Ich schlug mich durch zu einem Lager in Hagenow und begab mich dort in die amerikanische Gefangenschaft. Die versprengten Soldaten und einige Luftwaffenhelfer traf ich dann auch nach einigen Tagen in diesem Lager wieder. Deutsche zivile Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen waren schon eine Zeit im Lager. Uns militärische Gefangene hatte man von den anderen Flüchtlingen getrennt und abgeschirmt. Unser Gefangenenlager befand sich auf einem Quadratkilometer großen, unbestellten Feld. In der Nähe des Lagers gab es auch einige Wälder. Wir durften mit den Flüchtlingen Gespräche führen.

Die Amerikaner waren auf solche Menschenmassen nicht vorbereitet. Es mangelte an der nötigsten Verpflegung und Unter-

kunft. Wir mussten uns breite und etwas tiefe Löcher in die Erde graben, um darin eine Bleibe zu finden. Dazu wurden Stroh, Decken und Zeltplanen als Regenschutz ausgeteilt. Das Wetter war sehr regnerisch und stürmisch in diesem Frühjahr. Die Unterkunft war für alle Gefangenen alles andere als eine Lösung auf Dauer; die Verpflegung war nicht besonders gut. Morgens gab es Weißbrot mit Butterwürfel, mittags eine fettlose Suppe mit Weißbrot, nachmittags Kekse und einen Riegel Schokolade und am Abend dann wieder Suppe mit Brot.

Die russische Armee hatte in der Zwischenzeit ihr Ziel erreicht, Amerikaner vom Westen und Russen vom Osten kommend reichten sich die Hände. Im Lager wurden Gerüchte vom Abzug der Amerikaner immer beständiger. Alle waren sehr besorgt und hatten Angst vor einer russischen Gefangenschaft. Das wollte keiner erleben. Also plante ich nach 14-tägigem Lagerleben die Flucht aus der Gefangenschaft. Von zivilen Flüchtlingen besorgte ich mir Zivilkleidung. Ich erkundete die Lagergrenze am Waldrand und entdeckte eine kleine Öffnung im Zaun durch die ich dann im Morgengrauen hindurchschlüpfen konnte.

Es gelang mir durchzukommen. Der Wald bot mir eine gewisse Sicherheit. Nach ca. 4 km Waldlauf entdeckte ich eine amerikanische Patrouille, die im Wald einen Stützpunkt hatte. Ein Jeep kam auf mich zugefahren, ich sprang ins Dickicht, allerdings vergeblich. Man hatte mich bereits bemerkt. Der Jeep stoppte und ein amerikanischer Offizier kam auf mich zu und verlangte meine Papiere. Er konnte deutsch. Ich reichte ihm meinen Luftwaffenhelferausweis, den ich doch behalten hatte.

Er wunderte sich über mein jungendliches Alter und befahl mir den Jeep zu besteigen. Nach einer längeren Fahrt erreichten wir eine Waldlichtung. Unser Fahrtziel war wieder ein Internierungslager mit Flüchtlingen, die alle aus dem Osten kamen. Ich wurde einer Flüchtlingsfamilie zugeteilt. Die Familie kam aus Allenstein/Ostpreußen. Man nahm mich freundlich auf und fortan sollte ein großer Möbelspeditionswagen, gezogen von vier kräftigen Pferden, meine Unterkunft sein. Die Familie war sehr hilfsbereit und man verpflegte mich, als gehöre ich zur Familie. Sie hatten sich mit vielen Lebensmitteln, Pökelfleisch und ausreichend Getränken eingedeckt. Welch ein Glück!

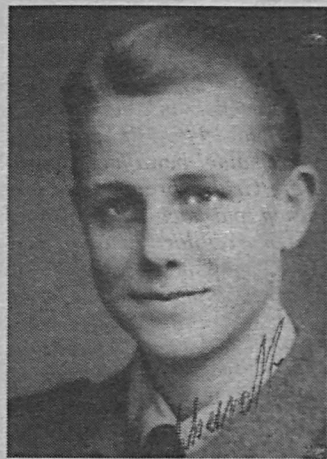
Das Lager wurde nach einigen Tagen aufgelöst und jeder konnte seines Weges ziehen. Die Gefahr vor einer russischen Gefangenschaft war allerdings noch lange nicht gebannt. Man wusstete zu diesem Zeitpunkt noch

nicht, was die Verhandlungen der Alliierten bringen würden. Es war mittlerweile der 27. April 1945. An diesem Tag verbrachte ich meinen 17. Geburtstag auf dem Treck in einem Speditionswagen. An einem schönen Frühlingstag erreichten wir Ludwigslust in Mecklenburg und in den ersten Maitagen kamen wir in Hamburg-Bergedorf an.

Die Amerikaner hatten die Elbbrücken gesperrt. Bis zur Freigabe der Brücken konnten wir uns ausruhen. Die Familie beschloss, den Speditionswagen zur Überfahrt über die Elbbrücke zu motorisieren. Die Pferde wurden an einen Landwirt verkauft und durch eine Zugmaschine ersetzt. Nun erfuhren wir, dass dieser grausame Krieg durch einen Waffenstillstand beendet wurde. Der Tag zur Elbüberfahrt war gekommen. Wir erreichten Lüneburg Mitte Mai 1945. Das nächste Ziel sollte Recklinghausen sein. Von Celle aus konnte ich mit einem Güterzug bis Lünen fahren. Anfang Juni, nach einer aufregenden Fahrt kam ich dort an, total erschöpft. Ein weiteres Mal fand ich Aufnahme bei einer netten Familie, die mich ein paar Tage versorgen konnte.

Endlich, am 14. Juni 1945 traf ich übergelukkig in Recklinghausen bei meiner Familie ein.

Wege und Umwege bis zur Heimkehr



Bericht von Klaus Eckhardt, früher Halver,

Den Ausführungen von unserer Ausbildung in Lissau kann ich nichts hinzufügen, nur das die Mutter von Berthold Höngen und meine Mutter uns dort besucht haben. Wir konnten uns einmal in Dirschau am Bahnhof, ein anderes Mal in Marienburg treffen. Dabei haben wir auch die Marienburg und die Stadt besichtigt.

An die Verlegung unserer Einheit nach Königsdorf kann ich mich wenig erinnern. Aber etwas weiß ich noch! Weil ich auf

Wache eingeschlafen war, bekam ich fünf Tage Kasernenarrest. Eine schöne Zeit, brauchte ich doch bei der Kälte und dem Schnee keine Wache zu schieben. Kohlen klauen auf dem Güterbahnhof war abends angesagt! Später in Kalthof!

Das erste Haus nach der Holzbrücke über die Nogat, wahrscheinlich ein ehemaliger Lebensmittelladen, war der erste Wachtposten auf dem Nogatdamm. Als Splitterschutz hatten wir Erbsen- und Bohnensäcke vor die Fenster gelegt. Die Unterkünfte in Baracken waren hinter dem Damm.

Im Dezember bekam ich eine Woche Heimaturlaub. Ende Januar 1945 mussten wir in Kalthof von Haus zu Haus gehen und die Bewohner auffordern, bis zum nächsten Morgen das Dorf zu verlassen. Einige Tage später informierte uns der Batteriechef, Oberleutnant Arndt, über unsere Lage: Wir sind eingeschlossen, der Russe ist bei Thorn über die Weichsel. Jeder musste noch einmal nach Hause schreiben. Gleichzeitig wurden Hefichen vom Internationalen Roten Kreuz verteilt. In diesen Hefichen war aufgeführt, welche Rechte und Pflichten der Kriegsgefangene hat.

Wann und wie ich aus Kalthof weggekommen bin, weiß ich nicht mehr. Aber in Stolp war ich auch. Von Stolp kam ich nach Danzig-Neufahrwasser. Ein zusammengestellter Haufen aller Waffengattungen. Mit Lastwagen ging es nach Neustadt zum Einsatz. Hier wurde ich verwundet (Gesäßdurchschuss). Mit mehreren Kameraden kam ich nach Zoppot ins Lazarett. In der Herbert-Norkus-Schule, die als Lazarett diente, war ich 12 Tage.

Mit einem neuen Marschbefehl kam ich in die Danziger Bucht nach Herregrund. (Ob dieser Ort wirklich so hieß, weiß ich nicht.) Man wollte mich dort gar nicht und schickte mich ca. einen Kilometer weiter zu einem anderen Zug.

Nachts gab es Verpflegung, sonst nur Wache stehen. Nach etwa 14 Tagen wurde das Regiment verschifft. Oberfeldwebel, ein Unteroffizier und ich mussten bleiben. Abends, es war bereits dunkel, sind wir dann mit dem Ruderboot auf die Ostsee gefahren. Keiner wusste wohin. Kein Trinkwasser, keine Verpflegung, nichts war dabei. Nachts, gegen drei Uhr, begann unser Boot heftig zu schaukeln, und wir hörten deutsche Stimmen. Ein Kriegsschiff der Eismeerflotte war neben uns. Zu erkennen war es an dem Eisbärkopf am Schiffsbug. Über eine herabgelassene Strickleiter kletterten wir an Bord. Der Oberfeldwebel hat dem Kapitän Meldung gemacht, dann konnten

wir unter Deck Tee und Knäkebrot wurde uns gebracht. Nach dem ersten Becher Tee, mit viel Alkohol, schlief ich schnell ein. Am Morgen wurde ich ziemlich unsanft geweckt. Wir waren auf der Halbinsel Hela. Meine Kameraden waren nicht mehr da. Um neun Uhr musste ich von Bord zur Frontleitstelle. Beim Verlassen des Schiffes sah ich etwas abseits fünf Soldaten, die man aufgehängt hatte. Dass meine Kameraden dabei sein könnten, kam mir nicht in den Sinn. An der Frontleitstelle bekam ich einen Marschbefehl und Verpflegung. Als ich am Straßenrand saß, kam eine Gruppe Soldaten vorbei. Einer davon war Werner Kurz aus Kierspe. Er war Luftwaffenhelfer aus meiner Einheit in Marienburg. Er war auf dem Weg nach Dänemark und wollte mich mitnehmen. Das war mir aber zu riskant, weil ich einen anderen Marschbefehl in der Tasche hatte. Werner Kurz war es auch, der nach dem Krieg bei meinen Eltern war, und von unserem Treffen auf Hela berichtete.

Bei meiner neuen Batterie wurde ich gleich als Melder eingesetzt. Mit einem Oberfähnrich und einem Unteroffizier war ich in einem Bunker. Hier auf Hela hat man vom Krieg nichts gemerkt.

Am 8. Mai auf einmal lautes Geschrei: Der Krieg ist aus, der Krieg ist aus! Im Bunker hörte ich dann, dass die Deutsche Wehrmacht kapituliert hatte. Zwei Tage später mussten wir unsere Waffen abgeben und Hela verlassen.

General Specht und mehrere hohe Offiziere haben uns beim Verlassen der Halbinsel verabschiedet. Frauen und Mädchen am Straßenrand haben uns mit Blumen und Flieder geschmückt, als hätten wir den Krieg gewonnen.

Über Oliva, Danzig und Dirschau ging es weiter nach Graudenz. Russen haben wir kaum gesehen. Das Gefangenlager in Graudenz lag hoch über der Stadt. Zum Waschen mussten wir durch einen Laufgang wie die wilden Tiere im Zirkus runter zur Weichsel. Für die meisten war der Weg dorthin zu schwierig, und zu grausig, denn an der Stacheldrahtabsperzung in der Weichsel lagen viele Leichen.

Nach etwa vier Wochen wurden wir zum Transport abgeholt, je 41 Gefangene in einem Waggon. Nach mehrtägiger Fahrt kamen wir in die Nähe von Königsberg in das Fort Kanitz. Wir mussten eine Zuckerfabrik demontieren.

Im Oktober bekam ich Typhus und musste ins Lazarett nach Georgenburg bei Insterburg. Hier war ich bis am 13. Januar 1946, bis ein Heimtransport zusammengestellt wurde. Es ging

nach Frankfurt an der Oder ins Lager. Am 7. Februar 1946 ging's weiter nach Berlin-Staaken. Dort wurden wir den Engländern übergeben. Diese brachten uns nach Münster/Westfalen. Dort bekamen wir dann den Entlassungsschein. Am 15. Februar 1946, morgens um 7.30 Uhr war ich wieder zu Hause.

Ergänzende Ausführungen zum Bericht von Klaus Eckhardt, früher Halver,

Zu meinem ersten Bericht kann ich noch einiges ergänzen: Zunächst mal Kalthof. Als die Zivilisten aus dem Dorf evakuiert waren, haben wir unser Quartier in die Wirtschaft "Essau" verlegt. Im Keller hatten wir einen Raum zum Schlafen, einen anderen Raum als Küche hergerichtet.

Nachts kamen öfter Lautsprecherdurchsagen vom Komitee "Freies Deutschland". Was da im Einzelnen gesagt wurde, weiß ich nicht mehr. Aber die Aufforderung zum Überlaufen zu den Russen wurde immer wieder betont. Am Schluss der Durchsage wurde das Lied "Lilie Marleen" gespielt.

In Kalthof wurde ich Bursche bei unserem Batteriechef Oberleutnant Arndt. Unser Zugführer war Oberleutnant Sürich. Den mochten wir alle nicht. Wegen dieses Oberleutnants hat sich ein Luftwaffenhelfer aus Ostpreußen erschossen. Aber wir haben uns auch an ihm gerächt! Oberleutnant Sürich wollte, dass ich ihm auch das Essen von der Küche mitbringe. Habe ich auch gemacht! Mit seiner Portion bin ich erst in unsere Unterkunft gegangen. Dort haben ich und meine Kameraden die kleinsten Pellkartoffeln für ihn ausgesucht, anschließend noch in die Suppe oder Soße gespuckt! Nur einmal hat er mich gefragt, ob wir das gleiche Essen bekämen. Ja, Herr Oberleutnant!

Wann und wie wir von Kalthof weggekommen sind, weiß ich nicht mehr. Es gab die Parole, wir sollten zur Partisanenbekämpfung in der Tucheler Heide eingesetzt werden. Ich war in einem Güterzug, der in der Nacht von Tieffliegern angegriffen wurde. Möglicherweise war das auf dem Weg in die Tucheler Heide. Genaues weiß ich nicht mehr. Meine Kameraden habe ich nicht mehr gefunden. Ich kam zu einem Auffanglager und dort in das Schützenbataillon "Rahmel". Mit einem Luftwaffenhelfer konnte man dort nichts anfangen. Auf dem Bataillonsgefechtsstand musste ich eine Eidesformel nachsprechen und war damit Soldat. Überall, wo ich hinkam, war ich der Jüngste, der Bubi.

Wir waren in Kämpfe verwickelt zwischen Elbing, dem Frischen Haff und Danzig. Als Ver-

sprengten hat mich die Feldpolizei nach Neufahrwasser in ein Lager gebracht. Danach wieder eine Neuzusammenstellung. Ich kam mit einem Obergefreiten aus Wien zusammen. Er hatte ein MG 42, und ich konnte, wie so oft, Munition schleppen. Am nächsten Tag ging es schon wieder mit einem Lkw an die Front. Beim ersten Feuerüberfall, wir hatten damit noch nicht gerechnet, griff sich der Obergefreite an die Brust und fiel tot in den Schnee. Wir blieben hinter Bäumen liegen. Nach mehreren Stunden im Schnee kam der Befehl zum Angriff. Mit viel Hurrageschrei und Geknalte ging es zum Wald hoch. Doch da kein Russe mehr da! Die Toten und Verwundeten wurden zum Ausgangspunkt gebracht und mit Lastwagen abtransportiert.

Am nächsten Tag ging es in die andere Richtung. Wir sollten dort die Waffen-SS ablösen. Statt SS hat uns der Russe empfangen! Ich glaube, unsere Offiziere wussten selbst nicht wo vorne und hinten war! Bei diesem Einsatz wurde ich verwundet und kam nach Zoppot ins Lazarett. Nach der Zeit im Lazarett kam ich in ein kleines Kaschubendorf zwischen Zoppot und Putzig. Hier schlugen nur mal nachts Granaten ein. Einen Unteroffizier hatten wir als Toten zu beklagen. Mit militärischen Ehren wurde er am Wegesrand beigesetzt.

Unsere Vorposten und die Vorposten der Russen lagen ca. 200 Meter auseinander. Manchmal winkte man sich zu! Zu Dritt mussten wir einen Vorposten halten, während die anderen Kameraden von Hexengrund aus verschifft wurden. Meine zwei Kameraden haben ein Ruderboot fertiggemacht und abging auf die Ostsee Richtung Hela. Kein Trinkwasser, keine Verpflegung an Bord, nur zwei Wolldecken hatten wir dabei. Ohne Karte und Kompass, einfach weg! Den weiteren Verlauf habe ich ja schon geschildert. Im Nachhinein denke ich, dass uns die Flucht mit dem Ruderboot als "Fahnenflucht" ausgelegt und meinen Kameraden auf Hela am nächsten Tag zum Verhängnis wurde.

Der Kapitän des Schiffes, das uns aufgenommen hat, musste doch alle Vorkommnisse eintragen und uns der Hafenzentrale übergeben. Vielleicht hat er gesehen, welch junger Bursche, zudem noch mit verbundenem Kopf, da vor ihm stand und er hat Mitleid mit mir gehabt.

Als ich einen neuen Marschbefehl und Verpflegung von der Frontleitstelle bekommen hatte, saß ich am Straßenrand und vesperte. Hier sah ich auch meinen Kameraden Werner Kurz aus Kierspe. Er war es auch, der nach dem Krieg bei meinen Eltern war und berichtet hat, dass er mich auf Hela gesehen hätte. Ich hätte einen Kopfschuss gehabt. Tatsache

war: Geschwüre im Genick erforderten den Verband.

Auf Hela kam ich zu einer neuen Batterie, der Chef war Hauptmann Tiedke. Als Melder wurde ich einem Oberfähnrich Richter zugeteilt.

Ca. 600 Meter vom Strand entfernt war ein ausgebranntes Lazarettsschiff auf Grund gesetzt worden. Ich bin dorthin geschwommen. Eine Strickleiter hing am Schiff, die ich zum Aufstieg benutzte. Auf dem Oberdeck lagen verbrannte Leichen, Soldaten, die wohl versucht hatten, noch ins Wasser zu springen. Im Zwischendeck sah man nur noch Aschenhaufen dicht nebeneinander liegen. Um welches Schiff es sich handelte, weiß ich nicht. Vielleicht die "Pretoria".

Einige Wochen vor Kriegsende wurde ich noch Gefreiter. Nach der Kapitulation mussten wir von Hela nach Graudenz marschieren. Wie und ob wir überhaupt verpflegt wurden, weiß ich nicht. Übergriffe von Seiten der Russen gab es nicht. Tote Kameraden wurden am Straßenrand hingelegt. In Graudenz bekamen wir alle eine Glatze und mussten jede Woche zur Entlausung. Angeblich waren wir 23.000 Gefangene im Lager Graudenz. Die norddeutschen Kameraden haben sich schnell zusammengefunden. Mit Hummel-Hummel und Mors-Mors-Rufen kamen die Landsleute zueinander in Verbindung. Ende Juni wurden die Offiziere von uns getrennt und abtransportiert. Bis dahin war ich immer noch mit dem Oberfähnrich Richter zusammen. 1977 habe ich den Oberfähnrich durch das Rote Kreuz suchen lassen und gefunden. Er wohnte in Gernsbach, in der Nähe von Rastatt. Bei einem Besuch in Gernsbach hat er mich an der Haustür abgefertigt. "Ich bin zwar der ehemalige Oberfähnrich, aber ich kann mich an nichts erinnern". Das nehme ich ihm natürlich nicht ab, denn wir waren wie Brüder zueinander. Aber gut, er wird seine Gründe gehabt haben.

Ich denke, damit habe ich meinen ersten Bericht wesentlich ergänzt.



Marinehelfer in Pommern 1944 - 45

Erinnerungen an meine
Marinehelferdienstzeit
Bericht von
Erich Schirrmeister

Am 1. April 1942 hatte ich eine Lehre als Speditionskaufmann begonnen. Durch den kriegsbedingten Mangel an 20- bis 40-jährigen Kaufmannsgehilfen wurden wir Lehrlinge sehr bald, spätestens im zweiten Lehrjahr, als Sachbearbeiter eingesetzt. Ende Juli 1944 wurden wir, ganz überraschend, zur Gehilfenprüfung vorgeladen. Ich habe dann, zusammen mit meinem Lehrkollegen, vor der Industrie und Handelskammer Stettin die Kaufmannsgehilfenprüfung abgelegt. Der Brief trägt das Datum 1. August 1944. Als ich von der mündlichen Prüfung aus Stettin nach Hause kam, lag die "Einberufung" zu einer Notdienstverpflichtung ab dem 1. August 1944 auf dem Tisch, also muss die Prüfung am 24. oder 25. Juli stattgefunden haben.

Wir mussten uns am Nachmittag des 1. August in der neuen Kaserne an der Ahlbecker Chaussee melden. Unter den ca. 60 jungen Leuten traf ich außer meinem Lehrkollegen noch zwei weitere Swinemünder, die ich vom Sportverein kannte. Beide waren nach dem 1. Juli 1928 geboren, beide hatten nur 1 1/2 Jahre kaufmännische Lehre und daher keine Abschlussprüfung. Der Rest der Truppe stammte aus Orten zwischen Kolberg und Swinemünde, plus einem Rügauer mit Namen Schössow. Wir Swinemünder und Ahlbecker mussten den Binnenländern die Dienstgrade, Rangabzeichen und die maritimen Befehle erklären. Mit dem Befehl: "Backen und Banken" (Essen fassen) wusste keiner etwas anzufangen. Genau so fremd war ihnen der morgendliche Weckruf: "Reise, Reise nach alter Seemannsweise, ein jeder weckt den Nebenmann, der letzte stößt sich selber an!" - So vergingen der zweite und dritte Tag mit Aufnahme der Personalien, Einkleidung und dem Versuch die recht umfangreiche Ausstattung in dem nicht sehr großen Rucksack unterzubringen (1 x Blauzeug, 1 x Feldgrau einschließlich Mantel, 2 x Drilllich, 1 x Sportzeug, 3 x Unterwäsche und Strümpfe sowie mehrere Handtücher). Wir Swinemünder und Ahlbecker durften unsere Zivilsachen abends nach Hause bringen, zum ersten mal in Marineuniform ohne HJ-Armbinde, die wir eigenartigerweise nie bekamen. Dafür erhielten wir einen schmalen Ärmelstreifen mit Aufschrift "Marinehelfer", was dazu führte, dass wir häufig von Heeresangehörigen begrüßt wurden, weil sie uns für Fähnriche hielten.

Uns wurde erklärt, dass unsere

Berufsausbildung weiterlaufen würde und deshalb in der Hauptsache kaufmännische Lehrlinge zusammengefasst worden sind; die acht Fleischerlehrlinge sollten ihre Lehre in einer der Rügenwalder Wurstfabriken beenden. Davon gab es sechs Stück, zum Beispiel Brandenburg, Scherneck und Müller, aber keine Mühle, wie die heutige Werbung behauptet!

Am 5. August war es dann soweit, unter Aufsicht von Obermaat Stemma fuhren wir mit dem Zug nach Rügenwalde. Dort lag die 3. Batterie der Flakschule VIII Swinemünde. Als wir durch das Lagertor marschierten, wurden wir mit dem Spruch: "Die ihr dieses Tor durchschreitet, lasst alle Hoffnung fahren!" begrüßt.

Ganz so schlimm wurde es aber dann doch nicht, wir waren ja das Ausführen von Befehlen von der HJ her gewöhnt und die meisten konnten, wie man in Pommern sagte, "vor Kraft kaum grade gehen". Ein paar "Wurzelzwerge", wie Obermaat Nieklasch sie nannte, waren auch dabei, aber davon später.

Die Stammbesetzung der Batterie bestand aus dem Chef Oberleutnant Möbius, dem Dozenten der Schießleiterlehrgänge Leutnant Kloster, dem Spieß, dessen Namen ich vergessen habe und ca. 25 Mannschaftsdienstgraden, vom Obergefreiten bis zum Obermaat, die ihren Dienst als Geschützführer, Schießleiter, Mechaniker, Schreiber, Furier, Koch, Schuster oder ähnliches taten. Ein älterer Hauptgefreiter Namens Scharping und in Rügenwalde beheimatet, hat sogar für uns gefischt!

Außerdem gehörten etwa 22 Marinehelferinnen zur Stammbesetzung. Die jungen Frauen, zwischen 20 und 30 Jahren, waren als Bedienung der Feuerleitgeräte, Kleinkog, Scheinwerfer, Hochgerät und Funkmessgerät, aber auch in der Kleiderkammer, Schreibstube, Küche und Kantine eingesetzt.

In den ersten sechs Wochen durchliefen wir eine kombinierte Infanterie- und Artillerieausbildung. Karabiner und Handgranaten kannten wir ja aus den Wehrtüchtigungslagern, aber der Dienst an den Geschützen bzw. Feuerleitsystemen war neu und hochinteressant für uns. Die Gasmaskentrageübungen und die Übungsmärsche in voller Uniform mit Gasmasken und Stahlhelm, bei 28 °C im Schatten (Ende August), bei denen immer einige "Wurzelzwerge" umkipperten, waren weniger beliebt.

Nach der Vereidigung hörte die Schleiferei, abgesehen von einigen Strafaktionen auf, und das Leben wurde ruhiger für uns.

Wir bekamen alle acht Wochen

von Freitagabend bis Sonntagabend Heimaturlaub und jeden zweiten Tag durfte die halbe Crew "an Land gehen". Das heißt, wir hatten Ausgang von 19.00 bis 22.00 Uhr. Das einzige Kino in Rügenwalde wurde von uns stark frequentiert. Einmal lief der Film "Ich klage an!" mit Carl Raddatz. In der darauf folgenden Woche gab es im Speisesaal der Batterie den Film: "Ich klage an!" Am folgenden Wochenende hatte ich Heimaturlaub, Aufenthalt in Stettin Hauptbahnhof von ca. 11.00 Uhr bis ca. 4.00 Uhr, der wärmste Platz war im Bahnhofskino, es lief der Film "Ich klage an!" In Swinemünde wollte ich in mein Stammkino, das Capitol, gehen, es lief der Film "Ich klage an!" Das hat mir gereicht, ich blieb zu Hause!

Auf einem dieser Landgänge habe ich ein Mädchen kennen gelernt, das ich nach ihrer Flucht aus Rügenwalde in Swinemünde am Hafen wiedertraf, dort ihre Zieladresse in Schleswig-Holstein erfuhr und 1952 in Eckernförde geheiratet habe.

Die Batterie war als Teil einer Flakschule mit allen gängigen Mess- und Ordnungsgeschützen ausgestattet, die der Deutschen Marine zur Verfügung standen: ein optisches Entfernungsmessgerät, die sogenannte 8-Meter-Basis, ein Scheinwerfer, ein Hochgerät und ein Funkmessgerät, dem Vorläufer der heutigen Radargeräte. Dazu vier Geschütze Kaliber 10,5 cm vom Typ SKC 32 auf Doppelpivot Lafette in Betonbettung. Das vierte Geschütz war mit einer Panzerdeckungshaube wie ein Schiffsgeschütz ausgestattet. Meine drei Swinemünder Kameraden und ich gehörten zum dritten Geschütz. Am vierten Geschütz habe ich ungern Dienst gemacht, erstens, weil das Schussgeräusch wesentlich stärker dröhnte und zweitens, weil ich nicht sehen konnte, was draußen los war.

Wir haben in der Zeit von August 1944 bis März 1945 nur vier- bis fünfmal auf uns überfliegende, feindliche Flugzeuge geschossen, aber keinen Abschuss erzielt, weil die Verbände an der Grenze oder außerhalb unserer Reichweite flogen. An unserem Scheinwerfer war jedoch ein weißer Strich als Zeichen für einen Abschuss angebracht. Wie uns die Helferinnen erzählten, haben sie ein sehr tief fliegendes, angeschossenes Flugzeug beim Aufblenden von vorne erfasst, die Maschine hat beim Abdrehen Wasserberührung bekommen und ist abgestürzt. Als Küstenbatterie - Beschuss von feindlichen Seezielen - hatten wir keinen Einsatz. Im Februar 1945 sahen wir ein U-Boot mit westlichem Kurs am Horizont, konnten es aber nicht eindeutig identifizieren und haben es darum nicht beschossen.

Unsere Crew hat außer den er-

wähnten Luftzieleinsätzen nur auf sogenannte Seeschleppscheiben geschossen. Alle sechs Wochen musste eine Gruppe von Schießleiter-Aspiranten in unserer Batterie ihre "Seezielprüfung" ablegen. Dazu fuhr im Abstand von 5.000 bis 7.000 Meter ein kleiner Schlepper mit einem mit Sackleinwand bespannten Holzgestell vor der Küste auf und ab, und die Prüflinge mussten versuchen, die "Scheibe" zu treffen. Die Entfernung wurde mit der 8-Meter-Basis (dem optischen Entfernungsmessgerät) gemessen, die Geschwindigkeit und damit der Vorhaltewinkel musste vom Prüfling geschätzt werden. Die Trefferquote war nicht sehr hoch (Die Scheibe sollte lange halten!).

Dazu fällt mir folgende Begebenheit ein: beim ersten Seezielschießen saß ein Kumpel aus dem Binnenland an der Seitenrichtkurbel, der glaubte, das Ziel wäre der Schlepper. Den hatte er auch genau im Fadenkreuz. Zum Glück war der "Höhenrichtschütze" ein Swinemünder Junge, der diese Art von Schießübungen oft genug vom Strand aus beobachtet hatte und wusste, dass die Schleppscheibe das Zielobjekt war. Jetzt wurde es eng. Die sogenannte Zielsprache: "Seeziel in 342 Grad, Entfernung 64 hm, Geschwindigkeit 5 Meilen" war abgeschlossen. Dann kam das Kommando: "Geschütz laden und sichern!" Dann hätten die Richtschützen melden müssen: "Ziel erfasst!" Aber statt dessen schrie der Höhenrichtmann: "Bolle, du zielst auf den Schlepper, du musst mehr nach rechts halten!" Nach einer wilden Kurbelei kam das erlösende: "Ziel erfasst!" und dann das Kommando: "Eine Salve, Feuer!" Wäre dem Höhenrichtmann die falsche Rohrstellung nicht aufgefallen, wäre der erste Schuss bestimmt ein Treffer (auf dem Schlepper) gewesen.

Die Geschütze und Leitgeräte standen in den Dünen in Betonbettungen und unter der Batterie lag ein Bunkersystem mit Schlafräumen, Munitionsbunkern und einem Stromaggregat. Die Schlafräume wurden aber als Lebensmittellager benutzt. Wir wohnten in einem Barackenlager im Wald hinter den Dünen. Eines Tages, wir waren gerade beim Geschützreinigen, wurden Konserven angeliefert, die in dem vorgenannten Bunker gelagert werden sollten. Wir Helfer waren natürlich eifrig dabei, die Konservendosen Hand über Hand durch das Munitionsluk nach unten zu befördern. Bis einem Kumpel auffiel, dass Mirabellen in den Dosen waren und dass die Dosen gut in das 10,5 cm Geschützrohr passten. Leider wurde nach Beendigung der Lkw-Entladeaktion "Geschützexerzieren" befohlen. Dazu muss man wissen, dass vor Beginn des Exerzierens das Geschütz mit 15 Grad

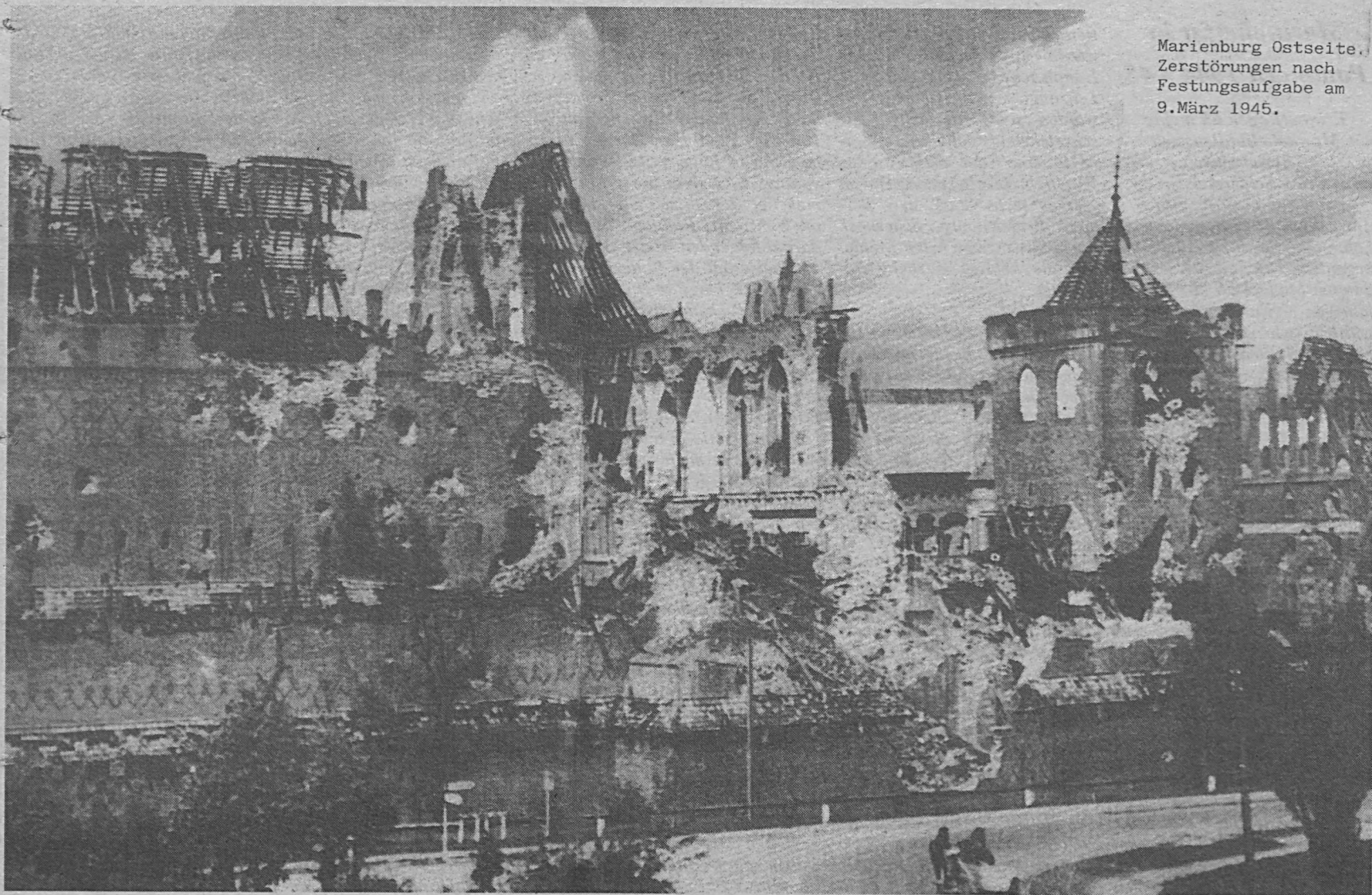
Rohrerhöhung stehen und der Geschützführer den Verschluss öffnen und sich durch Augenschein überzeugen musste, dass keine Patrone im Rohr ist. Die dabei herausrutschenden Konservendosen haben uns dann wieder ein Strafexerzieren eingebracht. Eigentlich hatten wir das "Organisieren" von zusätzlichen Esswaren gar nicht nötig, die Verpflegung war ausreichend und auch abwechslungsreich. Was uns aber nicht daran hinderte, beim Brotabladen einige Kommissbrote vom Wagen aus auf dem Dach der Küchenbaracke zu deponieren; völliger Blödsinn, denn Brot bekamen wir soviel wir wollten. Wurst, Butter und Marmelade wurden zwar zugeteilt, waren aber, für meinen Hunger, völlig ausreichend.

"Außerdem konnten wir auf dem Heimweg von der Batterie zu unserem Lager oftmals in einer kleinen Räumerei frisch geräucherter Dorsch kaufen. Der Inhaber Friedrich Schwarz begrüßte uns mit den Worten: "Dorsch macht forsch, gibt Kraft und neuen Lebenssaft!" Ende September/Anfang Oktober musste die halbe Crew eine Woche in der Nähe von Rügenwalde Panzergräben ausheben, für den sogenannten Ostwall. Die Aktion wurde von uns als Schwachsinn angesehen und unsere Einsatzfreude war dementsprechend.

Genauso "begeistert" waren wir, als im November kaufmännischer Berufsschulunterricht anbefohlen wurde, uns wäre eine Ausbildung an der Panzerfaust wichtiger gewesen. Zum Glück waren unsere Offiziere weitsichtiger als wir "Halbstarcken". Unser "Berufsschullehrer" war ein Obergefreiter aus Schwaben namens Oswald, dem wir es wirklich nicht leicht gemacht haben. Zum Beispiel fiel dauernd das Licht im Unterrichtsraum aus. Warum? Die Fassungen waren mit nassen Papierkügelchen präpariert. Das Licht brannte solange, bis die Hitze der Birne das Wasser verdampft hatte, dann war der Stromkreis unterbrochen und das Licht ging aus.

Nach Beendigung der Grundausbildung und der darauffolgenden Vereidigung wurden unsere Geschützführer, bis dahin Maate und Obermaate, ausgetauscht und durch Ober-, Haupt- und Stabsgefreite ersetzt. Da es sich dabei, bis auf einen Obergefreiten, um ältere Semester handelte, entstand ein gutes, kameradschaftliches Verhältnis, auch zu der übrigen Stammbesetzung.

Wenn der Mechaniker-Obermaat UvD war, gab es einen sportlichen Wettstreit bei Aufwindung von nicht geputzten Stellen in der Barackenküche. Wenn er von der Tür aus mit



seiner starken, an einem Riemens hängenden Akkulampe, flach unter Schränke und Betten leuchtete, konnte er natürlich jeden Fussel sehen. Aber nach seiner vierten oder fünften "Abendrunde" musste er die Birne aus der Deckenlampe schrauben, um uns zu beweisen, dass doch noch Staub zu finden war.

Da war der Schreibstuben-Obermaat anders. Wenn er uns im Winter vorschriftsmäßig geweckt hatte, sagte er meist im schönsten "Kölsch": Bleibt noch wad liggen Jungens, dat is drusse fies kalt!"

Eines Tages tauchte ein Oberbootsmann (Oberfeldwebel) in der Batterie auf, den wir als Politoffizier einstufte. Als einzige Auszeichnung trug er das goldene HJ-Abzeichen, da war Vorsicht geboten. Als er dann noch begann, politischen Unterricht zu geben, hatte er bei uns und der Stammbesatzung ganz "verschissen". Eines nachts hat er versucht, den "Posten Batterie", das heißt, den Wachtposten an den Geschützen auf hinterlistige Weise zu kontrollieren und ist von diesem angeschossen worden, weil er die Parole nicht schnell genug sagen konnte. So ein Pech aber auch. Zum Glück konnte

der "Postenleitstand" bestätigen, dass Hauptgefreiter Willi Hansen aus Itzehoe dreimal "Halt wer da?" gerufen hat; wie schnell hintereinander, hat keiner gefragt.

Irgendwann im Januar 1945 mussten wir gruppenweise nach Schlawa ins Lazarett zur Mustering. Wir waren natürlich alle KV, das heißt: Kriegsverwendungsfähig. Wir hatten uns auch schon alle freiwillig zu irgendeiner Waffengattung, außer der SS, gemeldet. Die Begeisterung für die NSDAP hatte nach der Führerrede zum Jahreswechsel 1944/45 und durch die Gespräche mit den älteren Marinesoldaten schon merklich nachgelassen. Die ersten Flüchtlinge aus Ostpreußen zogen im Februar durch Rügenwalde, nachts konnte man den Feuerchein brennender Dörfer sehen und aus der Ferne war Geschützdonner zu hören.

Wir brachten auf der Westseite der Wipper ein Beutegeschütz mit acht Schuss Munition in Stellung, um die Straße nach Stolp unter Feuer nehmen zu können. Russische Panzer waren aber nicht zu sehen, die Straße war voller Trecks. Ob unsere Ablösung das Geschütz noch benutzt hat, weiß ich nicht. Am 2. März 1945 kam ein Kü-

stenmotorschiff aus Swinemünde und brachte Munition und unsere Ablösung; alles ältere Marine-Artilleristen. Wir sagten damals Landsturm Ersatzreserve II zu diesen ca. 40-jährigen Männern. Wir Helfer waren mit der Ablösung nicht so ganz einverstanden, aber trotzdem froh, dass wir keinen direkten Kontakt mit der Roten Armee bekamen. Am Morgen des 4. März kam der Befehl zum Einschiffen für Helferinnen und Helfer. Außer uns ca. 80 Marineleuten waren noch ca. 100 Flüchtlinge, überwiegend Frauen und Kinder, an Bord. Bei Windstärke 6 bis 8 und Schneeschauern erreichten wir nachts den Hafen von Swinemünde und bezogen in der Kaserne der Flakschule VIII Quartier. Unser Schiff fuhr nochmals zurück nach Rügenwalde und hat unsere Ablösung am 7. März abgeholt. Am 7. und 8. März hat der Russe Rügenwalde besetzt.

Swinemünde war voller Flüchtlinge und Soldaten, die mit Schiffen aus Ostpreußen und Ostpommern herausgebracht worden waren. Darum hat es auch bei dem einstündigen Luftangriff am 12. März 1945 22.000 Tote gegeben (Swinemünde hatte ca. 30.000 Einwohner). Ich habe den Luftangriff in der Kaserne miterlebt.

Die Kaserne liegt am westlichen Ende der Stadt und mein Elternhaus am östlichen Ende. Wir Swinemünder Helfer bekamen abends die Erlaubnis, uns um das Schicksal unserer Eltern zu kümmern. Zum Glück haben meine Angehörigen alles überlebt, nur mein Elternhaus war stark beschädigt und nicht mehr bewohnbar. Wir sind dann bei einem Nachbarn untergekommen.

Am 5. April 1945 wurde ich und meine drei Swinemünder Kameraden zum Reichsarbeitsdienst nach Grevesmühlen in Mecklenburg eingezogen. Die ganze Abteilung bestand aus ehemaligen Flakhelfern. Wir sollten wohl noch eine Flakbatterie bilden, aber es waren keine Geschütze mehr da. Unsere Abteilungs- und Zugführer haben uns nach dem 1. Mai zum Schutz vor Tieffliegern in Nachtmärschen in den Kreis Plön geführt und auf den Gütern als Landarbeiter untergebracht.

Das Ende des Krieges, den 8. Mai 1945, habe ich auf dem Gut "Hohenhof" erlebt.

(Schluss folgt).

Adressen:

Herbert Guckelsberger,
Dürnberg 4
45721 Haltern-Fläsheim

Ernst Rentrop,
Jahnstr. 14
58509 Lüdenschied

Bertold Höngen,
Am Mühlenberg 3
58553 Halver

Friedhelm Scharwächter,
In der Weide 3
58553 Halver

Karl-Heinz Lustig,
Lenzhahner Weg 62b
65527 Niedernhausen, Taunus

Klaus Eckhardt,
Birkenstraße 17
58533 Kernen/Remstal

Erich Schirrmeister,
Arendahls Wiese 63
45141 Essen/Ruhr